



Leseprobe

Terry Goodkind

Die Säulen der Schöpfung - Das Schwert der Wahrheit

Roman

Bestellen Sie mit einem Klick für 14,00 €



Seiten: 768

Erscheinungstermin: 19. Juli 2021

Mehr Informationen zum Buch gibt es auf

www.penguinrandomhouse.de

Inhalte

- Buch lesen
- Mehr zum Autor

Zum Buch

Das Fantasy-Meisterwerk jetzt in moderner Neuausstattung!

Seit ihrer Kindheit wird Jennsen von grausamen inneren Stimmen heimgesucht, die ihr ganzes Sein beherrschen. Ihre verzweifelte Suche nach Rettung ist gleichzeitig auch eine Suche nach ihrer im Dunkeln liegenden Herkunft, doch das Streben der jungen Frau führt sie und die Bewohner des Reiches D'Hara immer tiefer ins Unheil. Plötzlich scheinen Jennsen die unheilvollen Stimmen einen rettenden Ausweg zu zeigen – aber dafür verlangen sie, dass sie Richard und dessen geliebte Kahlan tötet ...

»Das Schwert der Wahrheit« bei Blanvalet:

1. Das erste Gesetz der Magie
2. Die Schwestern des Lichts
3. Die Günstlinge der Unterwelt
4. Der Tempel der vier Winde
5. Die Seele des Feuers
6. Schwester der Finsternis
7. Die Säulen der Schöpfung
8. Das Reich des dunklen Herrschers
9. Die Magie der Erinnerung
10. Am Ende der Welten
11. Konfessor

TERRY GOODKIND
Das Schwert der Wahrheit
Siebtes Buch

Das Schwert der Wahrheit bei Blanvalet:

Das erste Gesetz der Magie
Die Schwestern des Lichts
Die Günstlinge der Unterwelt
Der Tempel der vier Winde
Die Seele des Feuers
Schwester der Finsternis
Die Säulen der Schöpfung
Das Reich des dunklen Herrschers
Die Magie der Erinnerung
Am Ende der Welten
Konfessor

Die Legende von Richard und Kablan bei Blanvalet:

Dunkles Omen
Im Reich der Jäger
Die Seelen der Toten
Das Herz des Bösen

Wahrheit – Die Legende der Magda Searus

Besuchen Sie uns auch auf www.facebook.com/blanvalet und
www.twitter.com/BlanvaletVerlag

TERRY GOODKIND

DIE SÄULEN DER SCHÖPFUNG

DAS SCHWERT DER WAHRHEIT

Siebttes Buch

Roman

Deutsch von Caspar Holz

blanvalet

Die Originalausgabe erschien 2001 unter dem Titel
»The Pillars of Creation« bei Tor Books, New York.

Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten,
so übernehmen wir für deren Inhalte keine Haftung, da wir uns diese
nicht zu eigen machen, sondern lediglich auf deren Stand zum Zeitpunkt
der Erstveröffentlichung verweisen.



Penguin Random House Verlagsgruppe FSC® N001967

I. Auflage

Taschenbuchausgabe 2021 bei Blanvalet,
einem Unternehmen der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,
Neumarkter Str. 28, 81673 München

Copyright der Originalausgabe © 2001 by Terry Goodkind
Copyright der deutschsprachigen Ausgabe © 2004 by Blanvalet,
einem Unternehmen der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,
Neumarkter Str. 28, 81673 München

Published in agreement with the author
c/o Baror International, Inc., Armonk, New York, USA

Redaktion: Werner Bauer

Umschlaggestaltung: © Melanie Korte, Inkcraft
nach einer Originalvorlage von Head of Zeus

Umschlagdesign: kid-ethic
Umschlagbild: Shutterstock.com

DN · Herstellung: sam

Satz, Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck
Printed in Germany

ISBN 978-3-7341-6242-8

www.blanvalet.de

*Gewidmet den im US-Nachrichtendienst tätigen
Menschen und ihrem jahrzehntelangen heldenhaften
Kampf für den Erhalt von Leben und Freiheit, bei dem
sie oftmals Spott, Verachtung und Dämonisierung
ausgesetzt und ihnen durch die Handlanger des Bösen
die Hände gebunden sind*

»Das Böse verzaubert uns nicht etwa, indem es die schreckliche Wahrheit seiner zerstörerischen Absichten offenlegt, es zeigt sich vielmehr in das zarte Gewand der Tugend gehüllt, süß klingende Lügen flüsternd, die uns in die dunkle Ruhestätte unseres ewigen Grabes locken sollen.«

aus Koloblicins Tagebuch

I. KAPITEL

Als sie die Taschen des Toten durchwühlte, stieß Jennsen Daggett auf einen Gegenstand, den sie dort am allerwenigsten zu finden erwartet hätte. Verdutzt ließ sie sich auf die Fersen zurücksinken. Der schneidende Wind zerzauste ihr Haar, als sie mit großen Augen auf die in pedantischen Blockbuchstaben auf das kleine Rechteck aus Papier geschriebenen Worte starrte. Der Zettel war zweimal in der Mitte gefaltet, sorgfältig, sodass die Ränder präzise aufeinanderlagen. Sie kniff die Augen zusammen, halb in der Erwartung, die Worte würden verschwinden wie ein böses Trugbild. Den Gefallen taten sie ihr allerdings nicht, sondern sie blieben überaus real.

Die Albernheit des Gedankens war ihr durchaus bewusst, trotzdem kam es ihr so vor, als lauerte der Tote geradezu auf eine Reaktion von ihr. Sie ließ sich zumindest äußerlich nichts Derartiges anmerken und riskierte einen verstohlenen Blick auf seine Augen, die stumpf und glasig waren. Jennsen hatte Leute erzählen hören, dass Verstorbene oft so aussähen, als ob sie nur schliefen. Dieser nicht. Seine Augen sahen tot aus. Die bleichen Lippen waren gespannt, das Gesicht wächsern. Sein Stiernacken war violett gerötet.

Natürlich beobachtete er sie nicht; er beobachtete überhaupt nichts mehr. Aber sein leicht zur Seite hin verdrehter Kopf war ihr zugewandt, und es schien fast so, als schaute er sie an. Diese Vorstellung kam ihr keineswegs abwegig vor.

Weiter oben, auf dem steinigen Hügel in ihrem Rücken, schlugen die kahlen Äste im Wind aneinander wie klappernde Gebeine. Das flatternde Stück Papier in ihren Fingern schien in das Geräusch einzustimmen, und ihr Herz, das ohnehin schon raste, begann noch lauter zu klopfen.

Jennsen hielt sich einiges auf ihren gesunden Menschenverstand zugute; sie war sich deshalb darüber im Klaren, dass sie gerade ihre Fantasie mit sich durchgehen ließ, aber sie hatte doch noch nie einen Toten gesehen, einen Menschen, der so unnatürlich still dalag. Der Anblick hatte etwas Erschreckendes; sie schluckte und versuchte auf diese Weise, wenn schon nicht ihre Nerven, so doch wenigstens ihre Atmung zu beruhigen.

Auch wenn er tot war, wollte Jennsen nicht, dass er sie anschaute. Deshalb erhob sie sich, raffte den Saum ihres langen Rocks und ging um den Körper herum. Sie faltete den kleinen Zettel sorgfältig zweimal, so wie sie ihn gefunden hatte, und ließ ihn in ihre Tasche gleiten. Darum würde sie sich später kümmern müssen. Jennsen wusste nur zu gut, wie ihre Mutter auf die beiden Worte auf dem Zettel reagieren würde. Dann hockte sie sich auf der anderen Seite des Mannes nieder.

Man hätte fast meinen können, er schaute hoch zu dem Pfad, von dem er heruntergestürzt war, und fragte sich, was wohl passiert sein mochte und wie es kam, dass er jetzt mit gebrochenem Genick auf dem Grund der steilen, felsigen Schlucht lag.

Sein Umhang hatte keine Taschen. An seinem Gürtel waren zwei Beutel befestigt. Einer davon enthielt Öl, ein paar Schleifsteine sowie einen Abzieher, der andere war mit Trockenfleisch gefüllt; ein Name stand auf keinem der beiden.

Wäre er klüger gewesen, so wie sie, hätte er den Umweg am Fuß der Klippen entlang gewählt, statt dem Pfad über die Kuppe zu folgen, den schwarz vereiste Flächen um diese Jah-

reszeit tückisch machten. Selbst wenn er nicht vorgehabt hatte, wieder denselben Weg zurückzugehen, den er gekommen war, wäre es klüger gewesen, sich einen Weg durch den Wald zu suchen, trotz des dichten Dornengestrüpps, das dort oben das Vorwärtstkommen zwischen den abgestorbenen Ästen und Bäumen erschwerte.

Passiert war passiert. Falls sie etwas fand, das ihr seine Identität verriet, konnte sie vielleicht seine Angehörigen ausfindig machen oder sonst jemanden, der ihn kannte; sie würden doch bestimmt benachrichtigt werden wollen. Sie klammerte sich an die Sicherheit, die ihr dieser Vorwand lieferte.

Beinahe gegen ihren Willen kam Jennsen wieder auf die Frage zurück, was er hier draußen wohl gewollt haben mochte; leider schien das sorgsam gefaltete Stück Papier ihr dies nur allzu deutlich zu sagen. Trotzdem, möglicherweise gab es noch einen anderen Grund.

Wenn sie ihn nur finden könnte.

Um seine andere Tasche zu durchsuchen, musste sie seinen Arm ein Stück zur Seite schieben.

»Gütige Seelen, verzeiht mir«, murmelte sie leise, als sie den steifen Arm anfasste, der sich nur mit Mühe bewegen ließ. Jennsen rümpfte angeekelt die Nase. Er war so kalt wie der Erdboden, auf dem er lag, so kalt wie die vereinzelt Regentropfen, die vom eisengrauen Himmel fielen. In dieser Jahreszeit trieb der steife Westwind sie fast immer als Schnee vor sich her. Der ungewöhnliche, immer wieder aufkommende Nebel und der Nieselregen hatten die vereisten Stellen auf dem Pfad über die Kuppe zweifellos noch rutschiger gemacht; der Tote war der beste Beweis dafür.

Sie wusste, wenn sie hier noch länger verweilte, würde der aufziehende Winterregen sie im Freien überraschen. Ihr war durchaus bewusst, dass das lebensgefährlich sein konnte. Zum Glück war Jennsen nicht allzu weit von ihrem Zuhause ent-

fernt. Aber wenn sie nicht bald nach Hause käme, würde sich ihre Mutter – aus lauter Sorge, was sie so lange aufhielt – vermutlich auf den Weg machen und nach ihr suchen; und Jennsen wollte nicht, dass sie ebenfalls bis auf die Knochen nass wurde.

Ihre Mutter wartete bestimmt schon auf die Fische, die Jennsen von den mit Ködern versehenen Angelschnüren im See mitgebracht hatte; ausnahmsweise hatten ihnen die in den Eislöchern ausgelegten Schnüre einen guten Fang beschert. Die toten Fische lagen drüben auf der anderen Seite der Leiche, wo sie sie hatte fallen lassen, als sie ihre schaurige Entdeckung machte. Auf dem Hinweg zum See hatte er noch nicht hier gelegen, sonst hätte sie ihn sicherlich bemerkt.

Jennsen holte tief Luft, um ihren Entschluss zu festigen, und zwang sich, ihre Durchsuchung fortzusetzen. Sie stellte sich eine besorgte Ehefrau vor, die sich fragte, ob ihr großer, gut aussehender Soldat wohl in Sicherheit, im Warmen und Trockenen wäre. Und die nicht ahnte, wie es in Wahrheit um ihn stand.

Wäre sie abgestürzt und hätte sich den Hals gebrochen, würde Jennsen wollen, dass jemand ihre Mutter benachrichtigte. Ihre Mutter hätte also sicherlich Verständnis dafür, wenn sie sich etwas verspätete, um herauszufinden, wer dieser Mann war. Jennsen verwarf den Gedanken wieder. Verständnis hätte sie vielleicht, trotzdem würde sie nicht wollen, dass Jennsen sich in der Nähe dieses Soldaten herumtrieb, auch wenn er tot war und somit niemandem mehr etwas tun konnte, schon gar nicht ihr und ihrer Mutter.

Die Besorgnis ihrer Mutter würde noch wachsen, sobald Jennsen ihr gezeigt hatte, was auf dem kleinen Stück Papier stand.

Was sie wirklich zu dieser Durchsuchung trieb – das spürte Jennsen –, war die Hoffnung, dass es noch eine andere Erklä-

rung gab. Sie wollte unbedingt, es wäre etwas anderes. Nur dieser verzweifelte Wunsch ließ sie ausharren, obwohl sie am liebsten umgehend nach Hause gerannt wäre.

Wenn sie keine plausible Erklärung für sein Hiersein fand, mochte es das Beste sein, ihn hier zu verstecken und darauf zu hoffen, dass er nie gefunden wurde. Auch wenn sie deswegen draußen im Regen ausharren musste, sollte sie auf keinen Fall noch länger zögern und ihn so schnell wie möglich verscharren. Dann würde nie jemand erfahren, wo er lag.

Sie zwang sich, ihre Hand bis ganz nach unten in seine Hosentasche zu schieben, und hastig sammelte sie mit den Fingern das Sammelsurium kleiner Gegenstände zusammen. Es war grauenhaft für sie, dabei auch das kalte, tote Fleisch zu spüren. Schließlich zog sie den gesamten Tascheninhalt in ihrer geschlossenen Hand heraus. In der aufkommenden Dunkelheit beugte sie sich darüber und öffnete die Finger, um einen Blick darauf zu werfen.

Ganz zuoberst lagen ein Feuerstein, einige beinerne Knöpfe, ein kleines Bündel Zwirn sowie ein gefaltetes Taschentuch. Sie schob Zwirn und Taschentuch mit einem Finger zur Seite und legte eine nicht unbeträchtliche Anhäufung von Münzen frei – Silber und Gold. Der Anblick dieses Schatzes ließ sie einen leisen Pfiff ausstoßen. In ihren Augen waren Soldaten alles andere als reich, dieser Mann jedoch besaß fünf Goldtaler sowie eine größere Menge Silbermünzen: für nahezu jeden ein Riesenvermögen. Die Anzahl der Silberpfennige – Silber, und nicht etwa Kupfer – schien im Vergleich dazu beinahe unbedeutend, obwohl sie allein wahrscheinlich einen größeren Betrag darstellten, als sie in all den zwanzig Jahren ihres Lebens ausgegeben hatte.

Einen Talisman von einer Frau, der ihre Besorgnis, welche Art Mann er gewesen sein mochte, hätte mildern können, fand sie entgegen ihrer Hoffnung nicht; bedauerlicherweise verriet

ihr überhaupt nichts in seinen Taschen etwas über seine Identität. Sie rümpfte unwillkürlich die Nase, als sie daranging, ihm seine Habe in die Tasche zurückzustopfen. Einige Silberpfennige fielen ihr dabei aus der geschlossenen Hand, doch sie sammelte sie ausnahmslos vom feuchten, hart gefrorenen Boden auf und zwängte ihre Hand abermals in seine Tasche, um sie wieder an ihren ordnungsgemäßen Platz zu legen.

Sein Rucksack hätte ihr vielleicht mehr verraten können, doch da er mit dem ganzen Körper darauf lag, war sie unschlüssig, ob sie tatsächlich versuchen sollte, einen Blick hineinzuwerfen; vermutlich enthielt er ohnehin nur Vorräte. Alles, was er für wertvoll gehalten hatte, hatte sich wohl in seinen Hosentaschen befunden.

Wie das Stück Papier.

Vermutlich lagen bereits alle Beweise, die sie wirklich brauchte, deutlich sichtbar vor ihr. Unter seinem dunklen Umhang und Waffenrock trug er eine steife Lederrüstung. An seiner Hüfte, in einer sehr schlichten, abgewetzten schwarzen Lederscheide, befand sich ein einfaches, jedoch robust gearbeitetes und gefährlich scharf geschliffenes Soldatenschwert; das Schwert war – zweifellos bei dem tiefen, unkontrollierten Sturz des Mannes vom Pfad – in der Mitte durchgebrochen.

Sie ließ den Blick etwas genauer über das ungewöhnliche Messer wandern, das in der Scheide an seinem Gürtel steckte. Sein Heft schimmerte matt im Dämmerlicht, und es hatte ihre Aufmerksamkeit gleich vom ersten Moment an gefesselt, der Anblick hatte sie geradezu erstarren lassen. Kein einfacher Soldat besaß ein so vorzüglich gearbeitetes Messer, da war sie völlig sicher. Es war unbestreitbar das kostbarste Messer, das sie je zu Gesicht bekommen hatte.

Auf dem silbernen Heft befand sich ein mit überladenen Verzierungen versehener Buchstabe, ein »R«, dennoch war es ein Gegenstand von außerordentlicher Schönheit.

Ihre Mutter hatte ihr den Umgang mit Messern von Kindesbeinen an beigebracht, deshalb wünschte sie sich, ihre Mutter besäße ebenfalls ein so edles Messer wie dieses hier.

Jennsen.

Das leise, geflüsterte Wort ließ Jennsen auffahren.

Nicht jetzt. Gütige Seelen, nur jetzt nicht. Nicht hier.

Jennsen.

Es gab nicht viel, das ihr Zeit ihres Lebens verhasst war, doch diese Stimme, die sie gelegentlich heimsuchte, hasste sie von ganzem Herzen.

Wie stets, so ignorierte sie sie auch jetzt und zwang sich, ihre Finger zu bewegen und herauszufinden, ob da noch etwas anderes war, das sie über diesen Mann wissen sollte. Sie untersuchte die Lederriemen auf Geheimgürteln, konnte aber keine entdecken; der Waffenrock war von schlichtem Zuschnitt und besaß keine Taschen.

Jennsen, ließ sich die Stimme abermals vernehmen.

Sie biss die Zähne aufeinander. »Lass mich in Frieden«, sagte sie deutlich hörbar, wenn auch mit leiser Stimme.

Jennsen.

Diesmal klang es anders, fast so, als befände sich die Stimme gar nicht in ihrem Kopf, wie sonst immer.

»Lass mich in Ruhe«, brummte sie unwirsch.

Gib dich hin.

Sie sah auf und blickte in die leblosen, starren Augen des Soldaten.

Der erste Schleier kalten Regens wogte im Wind. Es fühlte sich an, als ob die Seelen der Verstorbenen ihr mit eisigen Fingern über das Gesicht strichen.

Ihr Herz begann noch schneller zu rasen, und ihr hastiger, unregelmäßiger Atem geriet ins Stocken – wie Seide, die an einem Stückchen trockener Haut hängen bleibt. Die weit aufgerissenen Augen fest auf das Gesicht des Toten geheftet, krab-

belte sie, sich mit den Füßen abstoßend, rücklings über das Geröll.

Albern benahm sie sich, dessen war sie sich vollkommen bewusst. Der Mann war doch tot! Er sah sie nicht an, dazu war er überhaupt nicht fähig. Sein unnachgiebiger Blick war im Tod erstarrt, genau wie bei den toten Fischen, die sie geangelt hatte.

Jennsen.

Jenseits der Leiche, oberhalb des steilen Abhangs aus Granitgestein, wiegten sich die Föhren sacht im Wind, und die kahlen Ahornbäume und Eichen schwenkten ihr knorriges Geäst. Jennsen lauschte angespannt auf die Stimme. Die Lippen des Mannes bewegten sich nicht, sie wusste, dass sie sich nicht bewegten. Die Stimme kam aus ihrem Kopf.

Er hatte das Gesicht noch immer dem Pfad zugewandt, von dem aus er in den Tod gestürzt war. Anfangs hatte sie gedacht, sein lebloser Blick sei ebenfalls in diese Richtung gedreht gewesen, jetzt aber schienen sich seine Augen ein wenig mehr ihr zugewandt zu haben.

Jennsen schloss die Finger um das Heft ihres Messers.

Jennsen.

»Lass mich in Frieden. Ich denke nicht daran, mich hinzugeben.«

Nie wusste sie, was genau die Stimme meinte; obwohl sie sie schon fast ihr ganzes Leben lang begleitete, hatte sie sich nie näher darüber ausgelassen. Jennsen flüchtete sich in diese Zweideutigkeit.

Wie als Antwort auf ihren Gedanken ließ sich die Stimme abermals vernehmen.

Gib dein Fleisch hin, Jennsen.

Jennsen stockte der Atem.

Gib deinen Willen hin.

Sie musste vor Entsetzen schlucken. Das hatte sie noch nie

gesagt – nie zuvor hatte die Stimme etwas gesagt, das für sie irgendeinen Sinn ergab.

Oft hörte sie sie nur ganz schwach – so als wäre sie zu weit entfernt, um sie klar und deutlich zu verstehen; mitunter glaubte sie, einzelne Worte unterscheiden zu können, die jedoch einer fremden Sprache zu entstammen schienen.

Die Flüsterstimme sprach auch noch mit anderen Worten zu ihr, nie jedoch so, dass sie mehr verstand als ihren Namen und die beängstigend verlockende, aus einem kurzen Satz bestehende Aufforderung, sich hinzugeben. Dieser kurze Satz klang jedes Mal eindringlicher als alles andere, und sie hörte ihn stets heraus, selbst wenn die restlichen Worte unverständlich blieben.

Ihre Mutter behauptete, die Stimme gehöre dem Mann, der Jennsen schon fast ihr ganzes Leben lang umzubringen versuchte; sie meinte, er wolle sie damit quälen.

»Jenn«, sagte ihre Mutter dann für gewöhnlich, »es ist alles in Ordnung, ich bin ja bei dir. Seine Stimme kann dir nichts anhaben.« Um ihre Mutter nicht zu beunruhigen, erzählte sie ihr oft gar nichts von der Stimme.

Aber auch wenn diese Stimme ihr nichts anhaben konnte – der Mann konnte es, wenn er sie fand. Plötzlich sehnte sich Jennsen nach den beschützenden, tröstenden Armen ihrer Mutter.

Eines Tages würde er sie holen kommen, darüber waren sie sich beide im Klaren; bis dahin schickte er seine Stimme vor. Das zumindest glaubte ihre Mutter.

So beängstigend sie diese Erklärung auch fand, war sie Jennsen doch allemal lieber, als an ihrem Verstand zweifeln zu müssen, denn ohne diesen besäße sie gar nichts mehr.

»Was ist denn hier geschehen?«

Jennsen unterdrückte einen erschrockenen Aufschrei, fuhr herum und zog dabei ihr Messer. Dann ließ sie sich in eine ge-

duckte Stellung nieder, die Füße ein Stück weit auseinander, das Messer in todesmutiger Entschlossenheit fest umklammert.

Das war keine körperlose Stimme – ein leibhafter Mann kam den tief eingeschnittenen Wasserlauf zu ihr heraufgestiegen. Das Geräusch des Windes in den Ohren und abgelenkt durch den Toten und die Stimme, hatte sie ihn nicht kommen hören.

Er war kräftig und bereits so nah, dass er sie – sollte sie fortlaufen und er die nötige Entschlossenheit an den Tag legen – ohne Mühe würde einholen können.

2. KAPITEL

Angesichts ihrer Reaktion und des Messers in ihrer Hand verlangsamte der Mann seine Schritte.

»Ich hatte nicht die Absicht, Euch einen Schrecken einzujagen.«

Seine Stimme klang durchaus freundlich.

»Habt Ihr aber.«

Obwohl er seine Kapuze hochgeschlagen hatte und sie sein Gesicht nicht genau erkennen konnte, schien ihr, dass er ihr rotes Haar musterte, so wie die meisten Menschen, die sie zum ersten Mal sahen.

»Das sehe ich. Ich bitte um Verzeihung.«

Sie ließ den Blick suchend nach links und rechts schweifen, um festzustellen, ob der Fremde allein gekommen oder ob noch jemand bei ihm war, der sich womöglich gerade an sie heranschlich.

Wie eine Idiotin kam sie sich vor, weil sie sich so hatte übertölpeln lassen. Im Grunde ihres Herzens wusste sie doch, dass sie sich niemals wirklich sicher fühlen durfte. Es bedurfte keiner List, schon eine simple Sorglosigkeit ihrerseits konnte das Ende bedeuten. Als ihr klar wurde, wie leicht dies geschehen konnte, überkam sie ein Gefühl verzweifelter Schicksalhaftigkeit. Wenn dieser Mann am helllichten Tag kommen und sie so mühelos erschrecken konnte, was sagte dies dann hinsichtlich ihres hoffnungslos übertriebenen

Traums, eines Tages über ihr Leben selbst bestimmen zu können?

Die Felswand der Klippe glänzte dunkel in der feuchten Luft; die winddurchtoste, tief eingeschnittene Schlucht war bis auf sie, den toten Soldaten und den Fremden völlig menschenleer.

Ein Dutzend Schritte entfernt blieb der Mann stehen; seiner Körperhaltung nach war es nicht die Angst vor ihrem Messer, die ihn hatte anhalten lassen, sondern vielmehr die Befürchtung, sie noch weiter zu verängstigen. Er betrachtete sie ganz unverhohlen und hing dabei scheinbar seinen eigenen Gedanken nach. Was auch immer an ihrem Gesicht ihn so gefangen genommen haben mochte – er hatte sich rasch davon erholt.

»Es scheint mir durchaus verständlich, warum eine Frau allen Grund hat, sich zu ängstigen, wenn sich ihr plötzlich ein Fremder nähert. Ich wäre auch meines Weges gegangen, ohne Euch zu erschrecken, aber dann sah ich den Mann dort auf der Erde liegen und wie Ihr Euch über ihn beugtet. Ich dachte, vielleicht braucht Ihr Hilfe, also kam ich so rasch es ging hierher.«

Der kalte Wind hob den dunkelgrünen Umhang des Fremden an, sodass man seine gut geschnittene, aber einfache Kleidung erkennen konnte. Sein vage erkennbares Lächeln hatte etwas höflich Verbindliches, mehr nicht, doch stand es ihm gut zu Gesicht.

»Er ist tot«, war alles, was ihr als Erwiderung einfiel.

Jennsen war es nicht gewohnt, mit Fremden zu sprechen, war es nicht gewohnt, überhaupt mit jemandem außer ihrer Mutter zu sprechen. Außerdem war sie unsicher, was sie sagen und wie sie sich verhalten sollte – erst recht unter diesen Umständen.

»Oh. Das tut mir leid.« Er reckte, ohne jedoch näher zu

kommen, seinen Hals ein wenig vor, um den Mann auf dem Boden in Augenschein zu nehmen.

Jennsen empfand es als rücksichtsvoll, wenn jemand gar nicht erst den Versuch unternahm, sich einem sichtlich nervösen Menschen weiter zu nähern, allerdings ging es ihr gegen den Strich, so durchschaubar zu sein, hatte sie doch immer gehofft, auf andere ein wenig unergründlich zu wirken.

Er hob den Blick von dem Toten und betrachtete erst ihr Messer, dann ihr Gesicht. »Ich nehme an, Ihr hattet einen Grund.«

Nach einem kurzen Augenblick der Verwirrung begriff sie schließlich, was er meinte, und sprudelte hervor: »Das war nicht ich!«

Er zuckte mit den Achseln. »Verzeihung. Ich kann von hier aus nicht erkennen, was passiert ist.«

Jennsen war es unangenehm, den Mann mit dem Messer zu bedrohen, deshalb ließ sie den Arm mit der Waffe sinken.

»Es war nicht meine Absicht . . . wie eine Verrückte dazustehen. Ihr habt mir bloß einen fürchterlichen Schrecken eingejagt.«

Sein Lächeln wurde freundlicher. »Verstehe. Es ist ja niemand zu Schaden gekommen. Was ist denn überhaupt passiert?«

Jennsen deutete mit ihrer freien Hand hinüber zu der Felswand. »Er muss wohl vom Pfad dort oben abgestürzt sein. Er hat sich das Genick gebrochen; das glaube ich zumindest, denn ich habe ihn eben erst gefunden, und andere Fußspuren sehe ich hier nirgends. Vermutlich ist er durch den Sturz umgekommen.«

Während Jennsen das Messer in die Scheide an ihrem Gürtel zurückschob, betrachtete er nachdenklich die Felswand. »Ich bin froh, dass ich unten herum gegangen bin, statt den Pfad oben entlang zu nehmen.«

Sie deutete mit einem auffordernden Nicken auf den Toten. »Gerade war ich dabei, nach etwas zu suchen, das mir möglicherweise darüber Aufschluss gibt, wer er ist. Ich dachte, vielleicht sollte ich ... jemanden benachrichtigen. Aber ich habe nichts gefunden.«

Die Stiefel des Mannes knirschten auf dem Geröll, als er näher trat. Er kniete auf der anderen Seite des Toten nieder und nicht etwa neben ihr – vielleicht, um der mit dem Messer herumfuchtenden Verrückten vorsichtshalber etwas Platz zu lassen und ihr so ein wenig von ihrer Nervosität zu nehmen.

»Ich möchte vermuten, Ihr hattet recht«, meinte er, nachdem er die ungewöhnliche Neigung des Kopfes in Augenschein genommen hatte. »Sieht ganz so aus, als läge er schon eine Weile hier.«

»Ich bin vorhin schon einmal hier vorbeigekommen. Das dort drüben sind meine Fußspuren. Andere kann ich nirgendwo erkennen.« Sie deutete auf den unmittelbar hinter ihr liegenden Hang. »Als ich vorhin zum See hinunterging, um nach meinen Schnüren zu sehen, hat er noch nicht hier gelegen.«

Er drehte den Kopf, um das regungslose Gesicht besser betrachten zu können. »Irgendeine Vermutung, um wen es sich gehandelt haben könnte?«

»Nein. Ich habe keine Ahnung, außer dass er Soldat ist.«

Der Mann sah auf. »Irgendeine Vermutung, was für eine Art Soldat?«

Jennsen runzelte verwirrt die Stirn. »Was für eine Art? Er ist ein d'haranischer Soldat.« Sie ließ sich auf dem Boden nieder, um den Fremden aus der Nähe betrachten zu können. »Woher kommt Ihr, dass Ihr einen d'haranischen Soldaten nicht erkennt?«

Er fuhr mit einer Hand unter die Kapuze seines Umhangs und rieb sich den Hals. »Ich bin nur auf der Durchreise.« Sein Tonfall wie auch sein Äußeres verrieten, wie müde er war.

Die Antwort verblüffte sie. »Ich bin mein ganzes Leben auf Reisen gewesen, trotzdem kenne ich niemanden, der einen d'haranischen Soldaten nicht auf den ersten Blick erkennen würde. Wieso könnt Ihr das nicht?«

»Ich bin erst seit Kurzem in D'Hara.«

»Das ist völlig unmöglich. D'Hara erstreckt sich doch über den größten Teil der Welt.«

Diesmal verriet sein Lächeln Amüsiertheit. »Tatsächlich?«

Sie spürte, wie ihr die Hitze ins Gesicht stieg; bestimmt lief sie rot an, weil sie ihre Unwissenheit über die Welt im Allgemeinen so deutlich unter Beweis gestellt hatte. »Etwa nicht?«

Er schüttelte den Kopf. »Nein. Ich stamme tief unten aus dem Süden, von jenseits des Landes, das man D'Hara nennt.«

Sie starrte ihn verwundert an, während sich ihre Verärgerung über die Schlussfolgerungen, die ihr in Anbetracht einer so erstaunlichen Bemerkung durch den Kopf schossen, in nichts auflöste. Vielleicht war ihr Traum doch nicht ganz so übertrieben.

»Und was tut Ihr hier in D'Hara?«

»Das sagte ich doch bereits. Ich bin auf der Durchreise.« Er klang erschöpft. War das ein Wunder? Schließlich wusste Jennsen selbst zur Genüge, wie ermüdend es sein konnte umherzureisen. Sein Tonfall war ernster, als er sagte: »Selbstverständlich weiß ich, dass er ein d'haranischer Soldat ist. Ihr habt mich falsch verstanden. Was ich meinte, war, was für eine Art Soldat? Gehört er einem hiesigen Regiment an? Ist er hier nur stationiert oder ein Soldat auf Heimaturlaub? Ist er unterwegs in die Stadt, um sich zu betrinken? Ein Kundschafter?«

Ihre Beunruhigung wuchs. »Ein Kundschafter? Was sollte er in seiner eigenen Heimat auskundschaften wollen?«

Der Mann richtete den Blick in die Ferne, auf die tief stehenden dunklen Wolken. »Keine Ahnung. Ich habe mich nur gefragt, ob Ihr vielleicht etwas über ihn wisst.«

»Nein, natürlich nicht. Ich habe ihn doch eben erst gefunden.«

»Sind diese d'haranischen Soldaten gefährlich? Ich meine, belästigen sie normale Bürger? Leute, die einfach auf der Durchreise sind?«

Ihr Blick wich seinem fragenden Blick aus. »Ich – das weiß ich nicht. Vermutlich, ja, das wäre möglich.«

Sie hatte Angst, zu viel zu verraten, andererseits wollte sie aber auch nicht, dass er durch ihre übertriebene Verschwiegenheit womöglich in Schwierigkeiten geriet.

»Was hat Eurer Meinung nach ein einzelner Soldat hier in dieser abgeschiedenen Gegend verloren? Es kommt nicht oft vor, dass Soldaten ganz allein unterwegs sind.«

»Auch das weiß ich nicht. Wieso glaubt Ihr eigentlich, dass eine einfache Frau mehr über das Soldatenleben weiß als ein Mann von Welt, der viel herumgekommen ist? Könnt Ihr Euch nicht selbst einen Reim darauf machen? Vielleicht dachte er gerade an sein Mädchen daheim und hat deshalb nicht die nötige Vorsicht walten lassen. Vielleicht ist er deshalb ausgerutscht und abgestürzt.«

Er rieb sich abermals den Hals, so als hätte er dort Schmerzen. »Verzeihung. Ich drücke mich wohl nicht besonders deutlich aus, denn ich bin ein wenig müde. Vielleicht denke ich nicht klar, vielleicht war ich auch nur Euretwegen besorgt.«

»Meinetwegen? Was wollt Ihr denn damit sagen?«

»Ich will damit sagen, dass Soldaten immer irgendeiner Einheit angehören. Und die anderen Soldaten wissen gewöhnlich, wo sie normalerweise zu finden sind. Soldaten ziehen nicht einfach aufs Geratewohl allein los. Bei ihnen ist das anders als bei einem einsamen Fallensteller, der verschwinden könnte, ohne dass jemand etwas davon erfährt.«

»Oder bei einem einsamen Reisenden?«

Ein nachsichtiges Lächeln nahm seinem Gesichtsausdruck etwas von seiner Angespanntheit. »Oder bei einem einsamen Reisenden.« Das Lächeln erlosch. »Worauf ich hinauswill, ist: Wahrscheinlich werden seine Kameraden nach ihm suchen. Wenn sie die Leiche hier finden, werden sie Truppen hierher beordern, um zu verhindern, dass irgendjemand das Gebiet verlässt. Sobald sie alle aufgegriffen haben, derer sie habhaft werden können, werden sie anfangen, Fragen zu stellen. Und nach allem, was ich von d'haranischen Soldaten gehört habe, wissen sie, wie man dabei vorgeht. Sie werden über jeden, den sie verhören, alles bis ins kleinste Detail wissen wollen.«

Ein heftiges, widerwärtiges Gefühl der Bestürzung ließ Jennsens Magengegend krampfartig zusammenschrumpfen. Dass d'haranische Soldaten ihr oder ihrer Mutter Fragen stellten, war das Letzte, was sie wollte. Dieser tote Soldat konnte am Ende ihren Tod bedeuten.

»Aber wie groß ist denn die Wahrscheinlichkeit, dass ...«

»Ich will damit nur sagen, ich möchte nicht, dass die Kameraden dieses Burschen hier aufkreuzen und auf die Idee kommen, jemand müsse für seinen Tod bezahlen. Womöglich betrachten sie es nicht als Unglück. Der Tod eines Kameraden wühlt Soldaten auf, auch wenn es nichts Vorsätzliches war. Wir zwei sind die beiden einzigen Personen in der Nähe. Ich möchte nicht erleben müssen, dass ein Trupp Soldaten den Toten findet und auf die Idee kommt, uns dafür verantwortlich zu machen.«

»Soll das etwa heißen, selbst wenn es ein Unglück war, könnten sie einen Unschuldigen festnehmen und ihm die Schuld daran geben?«

»Das weiß ich nicht, aber meiner Erfahrung nach verhalten Soldaten sich so. Wenn sie aufgebracht sind, suchen sie sich jemanden, dem sie die Schuld in die Schuhe schieben können.«

»Aber doch nicht uns. Ihr wart nicht einmal hier, und ich

war nur auf dem Weg, um nach meinen Angelschnüren zu sehen.«

Er stützte einen Ellbogen auf seinem Knie ab und beugte sich über den Toten hinweg zu ihr. »Und dieser Soldat, unterwegs im Dienste des großen d'haranischen Reiches, sieht eine hübsche junge Frau daherstolzieren und ist durch sie so abgelenkt, dass er ausrutscht und abstürzt.«

»Ich bin nicht ›daherstolziert!«

»Das wollte ich damit auch keineswegs andeuten, sondern Euch lediglich vor Augen führen, wie man einen Schuldigen findet, wenn man es darauf anlegt.«

Das hatte sie nicht bedacht! Dann dämmerte ihr allmählich, was er außerdem noch gesagt hatte. Noch nie hatte ein Mann Jenessen als hübsch bezeichnet. So unvermutet und deplatziert die Bemerkung hier, inmitten einer so besorgniserregenden Situation, sein mochte – sie fühlte sich geschmeichelt. Da sie nicht wusste, wie sie auf das Kompliment reagieren sollte, und da so viele wichtigere Gedanken ihre Gefühle beherrschten, tat sie ganz einfach so, als hätte sie es nicht gehört.

»Das Mindeste, was sie tun werden, wenn sie ihn finden«, fuhr der Mann fort, »ist, jeden in der Nähe aufzugreifen und ihn einem langwierigen und strengen Verhör zu unterziehen.«

Auf einmal sah sie all die unschönen Folgen nur zu deutlich vor sich; ihr Schicksalstag rückte auf einmal in bedrohliche Nähe.

»Was sollen wir Eurer Meinung nach also tun?«

Er dachte einen Augenblick nach. »Nun, sollten sie tatsächlich hier vorbeikommen, ohne ihn jedoch zu finden, hätten sie keinen Grund, hierzubleiben und die Leute aus der Gegend zu verhören. Und wenn sie ihn hier nicht finden, werden sie woanders weiter nach ihm suchen.«

Er stand auf und sah sich um. »Der Boden ist zu hart, um ein Grab auszuheben.« Er zog seine Kapuze tiefer ins Gesicht,

um seine Augen beim Suchen gegen den Nebel zu schützen. Dann zeigte er auf eine Stelle in der Nähe der Felsklippe. »Da. Dort ist eine tiefe Spalte, die mir groß genug erscheint. Wir könnten ihn hineinlegen und ihn mit Geröll und Steinen bedecken. Das beste Begräbnis, das wir ihm in dieser Jahreszeit geben können.«

Und vermutlich ein besseres, als er verdient hatte. Lieber hätte sie ihn einfach liegen lassen, aber das wäre gar nicht klug. Sie hatte ihn ja bereits verstecken wollen, bevor der Fremde zufällig des Weges gekommen war, und seine Vorgehensweise war eindeutig besser.

Er schaute sie an. »Der Mann ist tot, daran ist nichts zu ändern. Es war ein Unglück. Warum sollten wir uns durch dieses Missgeschick in Schwierigkeiten bringen lassen? Wir haben nichts Unrechtes getan, wir waren ja nicht einmal hier, als es passierte. Ich sage, wir vergraben ihn und leben einfach weiter wie zuvor.«

Jennsen erhob sich; der Mann hatte einfach recht. »Einverstanden«, sagte sie. »Wenn wir es wirklich tun wollen, sollten wir uns sputen.«

Er lächelte, eher aus Erleichterung denn aus einem anderen Grund, wie sie fand. Dann drehte er sich herum, um ihr unmittelbar ins Gesicht zu sehen, und schlug die Kapuze zurück, wie Männer dies aus Respekt gegenüber einer Frau zu tun pflegten.

Erschrocken stellte Jennsen fest, dass sein kurz geschorenes Haar schneeweiß war, dabei schien er höchstens sechs oder sieben Jahre älter als sie zu sein. Sie musterte es ebenso staunend, wie die Leute ihr rotes Haar bestaunten. Seine Augen schimmerten ebenso blau wie ihre, so blau, wie Erzählungen zufolge auch die ihres Vaters gewesen waren.

Die Kombination aus seinem kurzen weißen Haar und den blauen Augen bot einen eindrucksvollen Anblick; beides har-

monierte mit seinem glatt rasierten Gesicht und verschmolz mit seinen Gesichtszügen zu einer Einheit, die ihr absolut vollkommen zu sein schien.

Über den toten Soldaten hinweg reichte er ihr die Hand.

»Ich heiße Sebastian.«

Nach kurzem Zögern reichte sie ihm ihrerseits die Hand; sie war überrascht, wie ungewöhnlich warm sich seine Hand anfühlte.

»Wollt Ihr mir Euren Namen nicht verraten?«

»Ich bin Jennsen Daggett.«

»Jennsen.« Der Klang entlockte ihm ein wohlgefälliges Lächeln.

Sie spürte, wie sie abermals errötete. Anstatt Notiz davon zu nehmen, machte er sich umgehend an die Arbeit, indem er den Soldaten unter den Armen packte und zog, doch ließ sich der Körper mit jedem kräftigen Ruck nur ein winziges Stück bewegen. Jennsen half ihm, und gemeinsam schleiften sie den Toten, der ihr im Tod ebenso bedrohlich erschien, wie er es vermutlich lebend gewesen wäre, über das Geröll.

Sebastian wälzte ihn herum; erst jetzt gewahrte Jennsen, dass er unter seinem Rucksack ein kurzes Schwert über die Schulter geschnallt trug. In den Waffengurt an seiner Hüfte war hinten im Kreuz eine sichelförmige Streitaxt eingehakt. Jennsens Unruhe wuchs, als sie sah, wie schwer bewaffnet der Soldat gewesen war. Reguläre Truppen führten nicht so viele Waffen mit und besaßen auch nicht ein solches Messer.

Sebastian streifte ihm die Tragegurte des Rucksacks über die Arme, schnallte das Kurzsword los und legte es zur Seite; dann löste er den Waffengurt und warf ihn auf das Schwert.

»Der Rucksack enthält keinerlei ungewöhnliche Dinge«, meinte er nach einer kurzen Untersuchung und legte ihn zu den anderen Sachen. Dann ging Sebastian daran, die Taschen des Toten zu filzen. Jennsen wollte schon fragen, was er sich da

erlaube, als ihr wieder einfiel, dass sie sich genauso verhalten hatte. Um einiges aufgebracht reagierte sie allerdings, als er die anderen Gegenstände zurücksteckte, nachdem er das Geld aussortiert hatte.

Sebastian hielt ihr das Geld hin.

»Was soll das?«, fragte sie.

»Nehmt schon.« Er bot ihr das Geld noch einmal an, mit mehr Nachdruck diesmal. »Wem nützt es, vergraben in der Erde? Geld ist dazu da, das Leid der Lebenden zu lindern, nicht das der Toten. Oder glaubt Ihr etwa, er kann sich von den gütigen Seelen ein ehrenvolles, von Heiterkeit erfülltes, ewiges Leben erkaufen?«

»Aber es gehört mir nicht.«

Sebastian runzelte die Stirn und bedachte sie mit einem missbilligenden Blick. »Betrachtet es als teilweise Wiedergutmachung für das, was Ihr durchgemacht habt.«

Sie spürte, wie ein kalter Schauer sie überlief. Wie konnte er davon wissen? Sie waren doch immer so vorsichtig gewesen.

»Was wollt Ihr damit sagen?«

»Für die Zeit, um die sich Euer Leben durch den Schrecken verkürzt, den Euch dieser Bursche heute eingejagt hat.«

Leise seufzend, atmete Jennsen erleichtert auf. Sie musste endlich damit aufhören, hinter jeder Bemerkung immer nur das Schlimmste zu vermuten.

Ein wenig widerwillig ließ sie sich die Münzen von Sebastian in die Hand drücken. Drei Münzen in den Handteller. »So nehmt schon. Das Geld gehört jetzt Euch«, sagte er.

Jennsen musste daran denken, was eine solche Summe bedeuten konnte, und nickte. »Meine Mutter hatte es im Leben immer schwer, sie kann es gebrauchen.«

»Dann will ich hoffen, dass es Euch beiden zugutekommt. Betrachten wir die Unterstützung von Euch und Eurer Mutter als die letzte gute Tat dieses Mannes.«

»Ihr habt so heiße Hände.« Dem Ausdruck seiner Augen nach glaubte sie auch den Grund dafür zu kennen, deshalb fügte sie nichts hinzu.

Er bestätigte ihre Vermutung mit einem Nicken. »Ich habe leichtes Fieber, es hat heute Morgen angefangen. Wenn wir diese Sache hinter uns haben, kann ich mich hoffentlich bis zur nächsten Ortschaft durchschlagen und eine Weile in einem trockenen Zimmer ausruhen. Ich brauche nur ein wenig Ruhe, um wieder zu Kräften zu kommen.«

»Die Ortschaft ist viel zu weit entfernt; heute schafft Ihr es auf keinen Fall mehr bis dorthin.«

»Seid Ihr sicher? Ich bin gut zu Fuß, denn ich bin es gewohnt zu laufen.«

»Ich auch«, erwiderte Jennsen, »und ich brauche fast einen ganzen Tag bis dorthin. Es ist nur noch ein paar Stunden hell – und vorher müssen wir unbedingt unsere Arbeit hier zu Ende bringen.«

Sebastian seufzte. »Nun, dann werde ich mich wohl damit abfinden müssen.«

Er kniete abermals nieder und wälzte den Soldaten halb herum, um dessen Messer vom Gürtel zu lösen. Die Scheide aus fein genarbttem Leder war, passend zum Griff, mit Silber besetzt und mit demselben kunstvoll verzierten Emblem geschmückt. Sebastian reichte ihr das Messer.

»Es wäre doch schade, eine so noble Waffe zu vergraben. Hier, nehmt. Besser als das billige Spielzeug, mit dem Ihr mich vorhin bedroht habt.«

Jennsen stand wie vom Donner gerührt da, äußerst verwirrt. »Aber das solltet Ihr behalten.«

»Ich werde mir seine anderen Waffen nehmen, sie entsprechen ohnehin eher meinem Geschmack. Das Messer gehört Euch. So lautet Sebastians Gesetz.«

»Sebastians Gesetz?«

»Schönheit gehört zu Schönheit.«

Das Kompliment, das sich dahinter verbarg, ließ Jennsen erröten.

»Habt Ihr eine Idee, was das »R« auf dem Heft bedeutet?«

Am liebsten hätte sie augenblicklich mit »Ja« geantwortet, schließlich wusste sie nur zu gut, wofür es stand.

»Es steht für das Haus Rahl.«

»Das Haus Rahl?«

»Für Lord Rahl – den Herrscher D’Haras«, erklärte sie, einen Albtraum in schlichte Worte fassend.

3. KAPITEL

Als sie ihre mühselige Arbeit endlich hinter sich hatten, konnte Jennsen vor Erschöpfung kaum noch die Arme heben. Der schneidende, zudem feuchte Wind, der ihr durch die Kleider fuhr, schien bis ins Mark zu dringen, und aus Ohren, Nase und Fingern war jegliches Gefühl gewichen; Sebastians Gesicht war mit einer glänzenden Schweißschicht bedeckt.

Aber der Tote lag nun endgültig unter einer Schicht aus Geröll und Steinen begraben, die es am Fuß der Felsenklippe im Überfluss gab. Sebastian hatte den Schöpfer mit ein paar schlichten Worten gebeten, die Seele des Mannes in der Ewigkeit willkommen zu heißen; auf eine Bitte um Vergebung vor dem göttlichen Gericht hatte er, wie Jennsen auch, verzichtet.

Nachdem sie mithilfe eines schweren Zweigs und ihrer Füße das Geröll verteilt und so die Spuren ihrer Arbeit verwischt hatte, musterte Jennsen das Gelände noch einmal und stellte erleichtert fest, dass wohl niemand vermuten würde, hier läge ein Mensch begraben. Sollten Soldaten des Weges kommen, würden sie bestimmt nicht merken, dass hier einer der ihren den Tod gefunden hatte.

Dann legte Jennsen Sebastian die Hand an die Stirn und sah ihre Befürchtungen bestätigt. »Ihr glüht ja vor Fieber.«

»Wir sind fertig. Jetzt, da ich nicht mehr befürchten muss, von Soldaten aus meinem Schlafsack gescheucht und bei vor-

gehaltenem Schwert verhört zu werden, werde ich bestimmt unbeschwerter schlafen.«

Sie fragte sich nur, wo das sein sollte, denn der Nieselregen wurde zusehends dichter, und wahrscheinlich würde es bald anfangen zu regnen. Jennsen sah zu, wie ihr Gefährte sich den Waffengurt um die Hüfte schnallte. Die Axt befestigte er an seiner rechten Seite; nachdem er die Klinge geprüft und für zufriedenstellend befunden hatte, machte er das Kurzsword an der linken Gürtelseite fest. Anschließend warf er seinen schweren grünen Umhang darüber und sah wieder aus wie ein ganz gewöhnlicher Reisender. Jennsen vermutete allerdings, dass er mehr war als das. Er hatte seine Geheimnisse, mit denen er ganz beiläufig, fast offen umging; sie dagegen hütete die ihren ziemlich ungeschickt.

Er führte das Schwert mit einer Leichtigkeit, wie sie nur durch lange Vertrautheit entsteht. Das wusste sie, weil sie selbst ihr Messer mit müheloser Eleganz handhabte, eine Fertigkeit, die man nur durch Erfahrung und fortgesetztes Üben erlangte.

Sebastian nahm den Rucksack des Toten auf und schlug dessen Klappe zurück. »Wir werden seine Vorräte unter uns aufteilen. Wollt Ihr den Rucksack haben?«

»Rucksack und Vorräte solltet Ihr behalten«, erwiderte Jennsen, während sie ihre Fische holen ging.

Er nickte, und mit einem abschätzenden Blick in den Himmel schnürte er den Rucksack zu. »Dann mache ich mich jetzt wohl am besten auf den Weg.«

»Wohin?«

»Genau genommen nirgendwohin, denn ich habe kein bestimmtes Ziel. Ich schätze, ich werde noch ein Stück gehen und mir dann wohl am besten einen Unterschlupf suchen.«

»Es kommt Regen auf«, sagte sie. »Um das zu erkennen, braucht man kein Prophet zu sein.«

Er lächelte. »Wahrscheinlich nicht.« Seine Augen ertrugen geduldig den Anblick dessen, was vor ihm lag. Mit der Hand fuhr er sich durchs Haar, dann zog er seine Kapuze über. »Nun, passt gut auf Euch auf, Jennsen Daggett. Und meine Empfehlung an Eure Mutter. Sie hat eine hübsche Tochter großgezogen.«

Mit einem kurzen Nicken quittierte sie lächelnd seine Worte, sah zu, wie er kehrtmachte und sich langsam über die ebene Geröllfläche entfernte. Ringsumher erhoben sich schroffe Felswände, deren schneebedeckte Vorsprünge sich in einer grauen Wolkendecke aufzulösen schienen, die auch die endlose Kette hoher Gipfel einhüllte.

Es schien so seltsam, so unsinnig, dass ihre Wege sich in der endlosen Weite dieses Landes für so kurze Zeit gekreuzt haben sollten, für einen so tragischen Augenblick, in dem ein Menschenleben endete, um sich unmittelbar darauf wieder in der endlosen Vergessenheit des Lebensstroms zu verlieren.

Jennsen schlug das Herz bis zum Hals, als sie darauf lauschte, wie seine Schritte sich knirschend auf dem groben Geröll entfernten. Sie überlegte hin und her, was sie tun sollte. War es ihr denn tatsächlich bestimmt, sich immer nur von den Menschen abzuwenden und sich zu verkriechen?

Sollte sie sich – wie immer – jedes kleine bisschen dessen, was das Leben ausmachte, verscherzen, noch dazu wegen eines Verbrechens, das sie nicht einmal begangen hatte? Durfte sie es riskieren?

Was ihre Mutter sagen würde, wusste sie genau. Aber ihre Mutter liebte sie von ganzem Herzen, deshalb würde sie nichts sagen, um sie nicht unnötig zu quälen.

»Sebastian?« Er drehte sich um, sah sie an und wartete darauf, dass sie weitersprach. »Ohne einen Unterschlupf erlebt Ihr vielleicht nicht mal den morgigen Tag. Es würde mir gar nicht gefallen zu wissen, dass Ihr dort draußen mit Fieber herumirrt und bis auf die Haut nass werdet.«

Er stand da und sah sie weiterhin an. »Mir würde das genauso wenig gefallen. Ich werde Eure Worte beherzigen und alles daransetzen, einen Unterschlupf zu finden.«

Bevor er sich abermals abwenden konnte, hob sie eine Hand und deutete in die entgegengesetzte Richtung. Sie merkte, dass ihre Finger zitterten. »Ihr könntet doch mit zu mir nach Hause kommen.«

»Wird denn Eure Mutter nichts dagegen haben?«

Ihre Mutter würde in Panik ausbrechen. Ihre Mutter würde niemals erlauben, dass ein Fremder, ganz gleich, wie sehr er ihr geholfen hatte, in ihrem Haus schlief. Ihre Mutter würde die ganze Nacht kein Auge zutun, wenn ein Fremder auch nur in der Nähe wäre. Aber ohne ein Dach über dem Kopf konnte Sebastian sich mit seinem Fieber glatt den Tod holen. Und das würde Jennsens Mutter diesem Mann bestimmt nicht wünschen, denn ihre Mutter hatte ein großes Herz. Diese liebevolle Sorge war der Grund, weshalb sie sich Jennsen gegenüber so beschützend verhielt.

»Das Haus ist klein, aber in der Höhle, in der wir die Tiere halten, ist genug Platz. Wenn es Euch nichts ausmacht, könnt Ihr dort schlafen. Das klingt schlimmer, als es ist. Ich habe selbst schon manchmal dort übernachtet, wenn es mir im Haus zu eng wurde. Gleich am Eingang würde ich Euch ein Feuer anzünden, dann hättet Ihr es warm und bekämt die Ruhe, die Ihr so dringend braucht.«

Er wirkte unschlüssig, deshalb zeigte Jennsen ihm die Angelschnur mit den Fischen.

»Wir würden Euch auch etwas zu essen geben.« Sie versuchte, ihr Angebot verlockender klingen zu lassen. »Dann hättet Ihr wenigstens auch noch eine ordentliche Mahlzeit zu Eurem warmen Schlafplatz. Ihr habt mir geholfen; lasst Ihr Euch jetzt auch von mir helfen?«

Sein Lächeln kehrte zurück, ein Lächeln voller Dankbarkeit.

»Ihr seid eine überaus freundliche Frau, Jennsen. Wenn Eure Mutter es erlaubt, werde ich Euer Angebot annehmen.«

Sie schlug ihren Umhang zurück, sodass man das scharfe Messer in seiner Scheide gewährte, das sie hinter den Gürtel gesteckt hatte. »Wir werden ihr das Messer geben. Sie wird es zu würdigen wissen.«

»Ich denke, wegen eines fieberkranken Fremden müssen zwei mit Messern bewaffnete Frauen sich keine Sorgen machen.«

Jennsen hoffte, ihre Mutter würde es ebenso sehen.

»Dann also abgemacht. Kommt jetzt, bevor wir noch vom Regen überrascht werden.«

Als sie losging, folgte Sebastian ihr mit schnellen Schritten, bis er sie eingeholt hatte. Sie nahm ihm den Rucksack aus der Hand und warf ihn sich über die Schulter; in seinem geschwächten Zustand hatte Sebastian mit seinem eigenen Rucksack und den neuen Waffen schon genug zu tragen.

4. KAPITEL

»Wartet hier«, flüsterte Jennsen. »Ich gehe und sage ihr, dass wir einen Gast haben.«

Sebastian ließ sich schwer auf einen niedrigen Felsvorsprung sinken, auf dem es sich bequem sitzen ließ. »Erklärt Ihr einfach, was ich Euch gesagt habe und dass ich Verständnis dafür hätte, wenn sie keinen Fremden im Haus übernachten lassen möchte.«

Jennsen betrachtete ihn mit ruhiger, ernster Miene.

»Meine Mutter und ich brauchen keinen Besucher zu fürchten.«

Damit spielte sie nicht auf gewöhnliche Waffen an, wie er aus ihrem Ton heraushörte. Zum ersten Mal seit ihrem Zusammentreffen sah sie einen Funken von Unsicherheit in seinen ruhigen blauen Augen aufflackern.

Jennsens Lippen dagegen zeigten die Andeutung eines Lächelns, als sie ihn überlegen sah, welche rätselhafte Gefahr von ihr ausgehen mochte. »Ihr könnt ganz unbesorgt sein. Nur wer Ärger mitbringt, muss Angst haben, sich hier aufzuhalten.«

Er hob die Hände zum Zeichen, dass er sich geschlagen gab. »Dann bin ich hier sicher wie ein Neugeborenes in den Armen seiner Mutter.«

Jennsen ließ Sebastian auf dem Felsen warten, während sie, knorrige Wurzeln als Stufen benutzend, auf dem verschlungenen Pfad zwischen schützenden Nadelbäumen hindurch bis zu

ihrem Haus aufstieg, das ein Stück zurückversetzt in einem Eichenhain auf einem kleinen, im Hang eines Berges eingebetteten Felsvorsprung stand; es gab ausreichend Platz, ihre Ziege weiden zu lassen, sowie für ein paar Enten und Hühner. Zur Rückseite hin machten steile Felsen jeden zufälligen Besuch aus dieser Richtung unmöglich, der Pfad an der Vorderseite war der einzige Zugang. Für den Fall, dass sie bedroht wurden, hatten Jennsen und ihre Mutter hinter dem Haus eine gut versteckte Folge von Tritten angebracht, die zu einem schmalen Felsensims hinauf- und über einen gewundenen Nebenweg und verschiedene Wildwechsel durch eine Schlucht vom Haus wegführte.

Seit Jennsens Kindertagen waren sie häufig umgezogen und niemals allzu lange an einem Ort geblieben. Hier jedoch, wo sie sich sicher fühlten, hielten sie es mittlerweile bereits seit über zwei Jahren aus. Kein einziges Mal hatten Reisende ihr Versteck in den Bergen entdeckt, was an ihren anderen Aufenthaltsorten gelegentlich vorgekommen war, und die Bewohner Briartons, der nächsten Ortschaft, wagten sich niemals so weit in den dunklen und bedrohlichen Wald vor. Es war der sicherste Unterschlupf, den sie und ihre Mutter je gefunden hatten, deshalb hatte Jennsen es nach und nach gewagt, ihn immer mehr als ihr Zuhause zu betrachten.

Jennsen wurde verfolgt, seit sie sechs war, und trotz der niemals nachlassenden Vorsicht ihrer Mutter wären sie mehrere Male um ein Haar aufgegriffen worden. Der sie verfolgte, war kein gewöhnlicher Mann und deshalb nicht auf die üblichen Mittel bei einer Verfolgung angewiesen. Soviel Jennsen wusste, konnten es seine Augen sein, mit denen die auf einem hohen Ast hockende Eule sie beobachtete, während sie den felsigen Pfad hinaufstieg.

Kaum war Jennsen am Haus angelangt, als ihre Mutter aus der Tür trat. Sie war genauso groß wie Jennsen und hatte dasselbe dichte, bis knapp über die Schultern fallende Haar, nur

dass das ihre eine eher kastanienbraune denn rote Farbe hatte. Sie war noch keine fünfunddreißig und die schönste Frau, die Jennsen je gesehen hatte. Unter anderen Lebensumständen hätten gewiss zahllose Freier ihrer Mutter den Hof gemacht, und manch einer von ihnen wäre auch bestimmt bereit gewesen, einen fürstlichen Brautpreis für ihre Hand zu zahlen. Aber da die innere Schönheit ihrer Mutter ebenso ausgeprägt war wie ihre äußere, hatte sie das alles aufgegeben, um ihre Tochter zu beschützen.

Wenn Jennsen von Selbstmitleid gepackt wurde, weil sie auf ganz alltägliche Dinge verzichten musste, rief sie sich ihre Mutter ins Gedächtnis, die genau diese Dinge und noch viel mehr um ihrer Tochter willen aufgegeben hatte. Ihre Mutter war für sie wie ein Schutzengel.

»Jennsen!« Ihre Mutter kam ihr entgegengerannt und packte sie bei den Schultern. »Jenn, ich hab mir schon solche Sorgen gemacht. Dachte mir, du bist in Schwierigkeiten geraten, und wollte ...«

»Das stimmt auch, Mutter«, gestand sie.

Ihre Mutter zögerte nur einen Augenblick, dann zog sie Jennsen ohne weitere Fragen in ihre schützenden Arme. Nach einem so beängstigenden Tag war Jennsen der Trost ihrer Mutter höchst willkommen; schließlich schob ihre Mutter sie Richtung Tür.

»Komm rein und sieh zu, dass du wieder trocken wirst. Wie ich sehe, hast du einen ordentlichen Fang mitgebracht. Wir werden uns ein schönes Abendessen zubereiten, dann kannst du mir erzählen ...«

Jennsen ließ sich nur widerstrebend darauf ein. »Mutter, ich habe jemanden mitgebracht.«

Ihre Mutter blieb wie angewurzelt stehen und sah ihre Tochter verärgert an. »Was soll das heißen? Wen könntest du denn mitgebracht haben?«

Jennsen wies mit einer flüchtigen Handbewegung hinter sich zum Pfad. »Ich habe ihm gesagt, er soll dort unten warten, und ihm erklärt, dich fragen zu wollen, ob er in der Höhle bei den Tieren schlafen kann ...«

»Er soll hier übernachten? Was hast du dir nur dabei gedacht, Jenn?«

»Mutter, bitte, hör mir doch erst einmal zu. Heute ist etwas Schreckliches passiert. Sebastian ...«

»Sebastian?«

Jennsen nickte. »Der Mann, den ich mitgebracht habe. Sebastian hat mir geholfen. Ich war auf einen Soldaten gestoßen, der vom Pfad abgestürzt war – vom Pfad oben um den See.«

Ihre Mutter wurde aschfahl im Gesicht, schwieg jedoch.

Jennsen atmete tief durch, um sich zu beruhigen, dann fing sie noch einmal von vorne an. »In der Schlucht unterhalb des weiter oben gelegenen Pfades fand ich einen toten d'haranischen Soldaten. Andere Spuren gab es nicht – ich hab mich umgesehen. Der Soldat war außerordentlich groß und schwer bewaffnet.«

Ihre Mutter legte den Kopf zur Seite, einen vorwurfsvollen Ausdruck im Gesicht. »Was verschweigst du mir, Jenn?«

Jennsen hatte damit eigentlich warten wollen, bis sie Sebastians Anwesenheit erklärt hatte, aber ihre Mutter sah es ihr an den Augen an, hörte es aus ihrer Stimme heraus. Das kleine Stück Papier in ihrer Tasche schien seine Existenz, seine entsetzliche Bedrohlichkeit geradezu herauszuschreien.

»Bitte, Mutter, lass es mich mit meinen eigenen Worten erzählen.«

Ihre Mutter legte ihr eine Hand an die Wange. »Also gut, erzähl es mir. Wenn es sein muss, mit deinen eigenen Worten.«

»Ich war gerade dabei, den Soldaten zu durchsuchen, nach irgendetwas, das vielleicht wichtig hätte sein können. Und ich fand sogar etwas. Aber dann hat mich ganz zufällig dieser

Mann gesehen, ein Reisender. Tut mir leid, Mutter, aber ich war so verängstigt wegen des Soldaten, der dort lag, und wegen dieses Zettels, den ich gefunden hatte, dass ich nicht so aufmerksam war, wie ich es hätte sein sollen.«

Ihre Mutter lächelte. »Nein, meine Kleine, kein Mensch ist gegen ein Versehen gefeit, denn keiner von uns ist vollkommen, wir alle machen Fehler.«

»Na ja, jedenfalls kam ich mir ziemlich dumm vor, als er mich ansprach und ich mich umdrehte und er plötzlich einfach vor mir stand. Aber wenigstens hatte ich mein Messer gezogen.« Ihre Mutter nickte und lächelte dabei anerkennend. »Dann sah auch er, dass der Mann zu Tode gestürzt war. Sebastian meinte, wenn wir ihn einfach dort liegen ließen, müsste man damit rechnen, dass andere Soldaten ihn finden und auf die Idee kommen, uns alle zu verhören, um uns am Ende gar die Schuld am Tod ihres Kameraden zu geben.«

»Dieser Mann, dieser Sebastian, scheint zu wissen, wovon er spricht.«

»Das fand ich auch. Ich hatte den toten Soldaten eigentlich zudecken und irgendwo verstecken wollen, aber er war ein Hüne – allein hätte ich ihn niemals von der Stelle bewegen können. Gemeinsam ist es uns dann gelungen, ihn wegzuschleifen und in eine tiefe Felsspalte zu wälzen. Kein Mensch wird ihn finden.«

Ihre Mutter wirkte etwas erleichterter. »Das war klug.«

»Vor dem Verscharren meinte Sebastian noch, wir sollten ihm sämtliche Wertgegenstände abnehmen, statt sie in der Erde vermodern zu lassen.«

Eine Braue schoss in die Höhe. »Ach ja, hat er das?«

Jennsen nickte. Sie nahm das Geld aus ihrer Tasche und drückte ihrer Mutter die gesamte Summe in die Hand.

»Sebastian bestand darauf, dass ich alles nehme. Es sind Goldmünzen darunter. Er selber wollte nichts davon.«

Ihre Mutter betrachtete das Vermögen in ihrer Hand, dann blickte sie kurz hinüber zu dem Pfad, wo Sebastian wartete. Sie beugte sich weiter vor.

»Wenn er dich begleitet hat, Jenn, dann glaubt er womöglich, dass er sich das Geld jederzeit zurückholen kann. Er könnte sich großzügig geben, um dein Vertrauen zu gewinnen.«

»Darüber habe ich auch schon nachgedacht.«

Der Tonfall ihrer Mutter wurde milder und verständnisvoller. »Du kannst nichts dafür, Jenn – ich habe dich immer so behütet –, aber du weißt eben nicht, zu was Männer fähig sind.«

Jennsen wich den wissenden Augen ihrer Mutter aus und senkte den Blick. »Das mag vielleicht stimmen, aber eigentlich glaube ich es nicht.«

»Und warum nicht?«

Jennsen sah wieder auf, entschiedener diesmal. »Er hat Fieber, Mutter. Es geht ihm nicht gut. Er wollte schon gehen, ohne mich überhaupt zu fragen, ob er mich begleiten darf. Und er hatte sich längst von mir verabschiedet. Ich rief ihn zurück und erklärte ihm, wenn du einverstanden wärst, könne er in der Höhle bei den Tieren schlafen, wo er es wenigstens warm und trocken hätte.«

Nach einem Augenblick des Schweigens fügte Jennsen hinzu: »Er meinte noch, er hätte Verständnis dafür, wenn du keinen Fremden in der Nähe haben möchtest, und würde in dem Fall einfach seiner Wege gehen.«

»Das hat er tatsächlich gesagt? Nun, Jenn, dies bedeutet entweder, er ist sehr ehrlich oder überaus gerissen.« Sie sah Jennsen ernst in die Augen. »Was, glaubst du wohl, trifft zu, hm?«

Jennsen wirkte verlegen. »Ich weiß es nicht, Mutter, ehrlich nicht. Ich habe mir dieselben Fragen gestellt wie du, wirklich.«

Dann fiel es ihr wieder ein. »Er sagte, er wolle, dass du das

hier bekommst, damit du dich vor keinem Fremden fürchten musst, der in der Nähe übernachtet.«

Jennsen nahm das Messer mitsamt Scheide und reichte es ihrer Mutter; der silberne Griff blinkte im matten, gelblichen Licht.

Einen verblüfften Ausdruck in den Augen, ergriff ihre Mutter es zögernd mit beiden Händen, während sie leise murmelte: »Gütige Seelen ...«

»Ich weiß«, meinte Jennsen. »Als ich es sah, hätte ich vor Schreck fast laut aufgeschrien. Sebastian meinte, es sei eine sehr noble Waffe, viel zu nobel, um sie zu vergraben, deshalb wollte er, dass ich sie an mich nehme. Das Kurzschwert des Soldaten und die Axt hat er selbst behalten. Als ich ihm daraufhin erklärte, ich würde es dir schenken, meinte er, er hoffe, es werde dir helfen, dich sicher zu fühlen.«

Ihre Mutter schüttelte langsam den Kopf. »Dieses Ding wird mir ganz und gar nicht helfen, mich sicher zu fühlen – erst recht nicht, seit ich weiß, dass der Mann, der es bei sich trug, ganz in unserer Nähe war. Jenn, das Ganze gefällt mir nicht. Absolut nicht.«

»Sebastian ist krank, Mutter. Kann er nicht in der Höhle übernachten? Ich ließ durchblicken, dass er von uns mehr zu befürchten hat als wir von ihm.«

Ihre Mutter sah verschmitzt lächelnd auf. »Kluges Mädchen.« Sie wussten beide, dass sie als Gespann zusammenarbeiten mussten, wenn sie überleben wollten.

Daraufhin seufzte sie, als bedrücke sie das Wissen um all die Dinge, die ihre Tochter im Leben entbehren musste. Zärtlich strich sie Jennsen mit der Hand durchs Haar.

»Also gut, meine Kleine«, meinte sie schließlich, »heute Nacht werden wir ihn hier schlafen lassen.«

»Und ihm etwas zu essen geben. Ich hab ihm eine warme Mahlzeit für seine Hilfe versprochen.«

Das innige Lächeln ihrer Mutter wurde breiter. »Also gut, und eine Mahlzeit.«

Noch immer hielt sie das Messer in der Hand und betrachtete nachdenklich das fein ziselierte »R«. Jennsen vermochte sich nicht vorzustellen, welche grauenhaften Gedanken – und Erinnerungen – ihrer Mutter durch den Kopf gehen mussten, während sie schweigend das Wahrzeichen des Hauses Rahl betrachtete.

»Gütige Seelen«, meinte ihre Mutter noch einmal leise bei sich.

Jennsen schwieg, wusste sie doch nur zu gut, dass es ein hässlicher, ein schändlicher Gegenstand war.

»Mutter«, meinte Jennsen leise, nachdem diese den Griff sehr lange betrachtet hatte, »es ist fast dunkel. Darf ich jetzt Sebastian holen gehen und ihn zur Höhle bringen?«

Ihre Mutter schob die Klinge zurück in die Scheide, als wollte sie sich mit dieser Geste gleichzeitig einer endlosen Folge schmerzhafter Erinnerungen entledigen.

»Ja, vermutlich ist es besser, wenn du ihn jetzt holst. Bring ihn zur Höhle und zünde ihm ein Feuer an. Ich werde die Fische zubereiten und ihm ein paar Kräuter mitbringen, damit er trotz seines Fiebers schlafen kann. Bleib bei ihm, bis ich komme, und lass ihn nicht aus den Augen. Wir werden zusammen mit ihm dort draußen essen, denn im Haus will ich ihn nicht haben.«

Bevor ihre Mutter wieder ins Haus gehen konnte, hielt Jennsen sie mit einer sachten Berührung am Arm zurück, denn sie musste ihr ja noch etwas gestehen. Liebend gern hätte sie ihr diesen Kummer erspart, doch es führte kein Weg daran vorbei.

»Mutter«, sagte sie mit einer Stimme, kaum mehr als ein Flüstern, »wir werden dieses Haus aufgeben müssen.«

Ihre Mutter war entsetzt.

»Ich habe bei dem d'haranischen Soldaten noch etwas gefunden.«

Jennsen zog das Stück Papier aus der Tasche, faltete es auseinander und zeigte es ihr.

Ihre Mutter erfasste die beiden Worte auf dem Papier mit einem Blick.

»Gütige Seelen . . .«, war alles, was sie sagte.

Sie wandte sich um und schaute, alles in sich aufnehmend, zum Haus hinüber, als ihr plötzlich die Tränen in die Augen traten. Jennsen wusste, dass auch ihre Mutter es mittlerweile als ihr Zuhause betrachtete.

»Gütige Seelen«, wiederholte ihre Mutter leise bei sich, um jedes weitere Wort verlegen.

Jennsen brach es fast das Herz, ihre Mutter solche Seelenqualen erleiden zu sehen. Was immer Jennsen im Leben hatte missen müssen – ihre Mutter hatte es doppelt entbehrt, einmal für sich selbst, und einmal für ihre Tochter. Und zu allem Überfluss hatte sie dabei auch noch stark sein müssen.

»Wir brechen gleich im Morgengrauen auf«, entschied ihre Mutter schlicht. »Ein Fußmarsch nachts und bei Regen würde uns nicht weiterhelfen. Wir werden uns ein neues Versteck suchen müssen. Diesem ist er bereits zu nahe gekommen.«

Mittlerweile standen auch Jennsen die Tränen in den Augen, und das Sprechen fiel ihr mehr als schwer. »Es tut mir unendlich leid, Mama, dass ich dir so viel Kummer mache.« Dann kamen ihr die Tränen in einer quälenden, unaufhaltsamen Flut. Ihre Hände zu Fäusten ballend, zerknüllte sie das Stück Papier.

Daraufhin schloss ihre Mutter sie in die Arme. »Ach, Unsinn, meine Kleine. So etwas darfst du niemals sagen. Du bist mein Licht, mein Leben. An meinem Kummer sind ganz andere schuld. Du darfst dich niemals hinter Schuldgefühlen verstecken, nur weil diese Menschen böse sind. Du bist das Wun-

derbarste in meinem Leben, für dich würde ich alles andere tausendmal und mehr aufgeben, und das mit Freuden.«

Schließlich löste sie sich aus der Umarmung ihrer Mutter. »Mama, Sebastian kommt von sehr weit her, hat er mir erzählt. Er sagte, er stamme aus einem Land jenseits von D'Hara. Es gibt also noch andere Orte – andere Länder. Er kennt sie; ist das nicht wunderbar? Es gibt einen Ort, der nicht zu D'Hara gehört.«

»Aber diese Länder liegen jenseits unüberwindbarer Grenzen.«

»Wie kommt es dann, dass er hier ist?«

»Und Sebastian stammt tatsächlich aus einem dieser anderen Länder?«

»Unten im Süden, hat er gesagt.«

»Im Süden?«

»Ja.« Jennsen bekräftigte ihre Antwort mit einem entschiedenen Nicken. »Er erwähnte es ganz beiläufig. Vielleicht könnte er uns den Weg dorthin zeigen, Mutter. Wenn wir ihn darum bitten, führt er uns vielleicht aus diesem schlimmen Land hier hinaus.«

Jennsen konnte sehen, dass ihre sonst so vernünftige Mutter sich diese abwegige Idee durch den Kopf gehen ließ. Verrückt war der Gedanke jedenfalls nicht – ihre Mutter dachte darüber nach, also konnte er gar nicht verrückt sein. Plötzlich war Jennsen von dem Gefühl der Hoffnung erfüllt, ihr könnte vielleicht etwas eingefallen sein, das sie am Ende retten würde.

»Warum sollte er das für uns tun?«

»Ich weiß es nicht. Auch weiß ich nicht einmal, ob er es überhaupt in Erwägung ziehen oder was er dafür verlangen würde, danach habe ich ihn gar nicht gefragt. Ich habe mich nicht mal getraut, es überhaupt zu erwähnen, bevor ich nicht mit dir gesprochen hatte. Deswegen wollte ich zum Teil ja auch, dass er hierbleibt – damit du ihn aushorchen kannst.«

Ihre Mutter drehte sich abermals um und betrachtete das Haus. Es war winzig, bestand nur aus einem einzigen Raum und war – aus Stämmen und Brettern erbaut, die sie selbst zu-rechtgehauen hatten – wahrlich nichts Besonderes, aber es war warm, gemütlich und trocken. Die Vorstellung, mitten im tiefsten Winter von hier fortzugehen, war beängstigend. Aber die Alternative, ergriffen zu werden, war weitaus schlimmer.

Schließlich hatte sich ihre Mutter wieder gefasst und sagte: »Das war klug von dir, Jenn. Ich weiß nicht, ob die Idee zu et-was führen kann, aber wir werden mit Sebastian sprechen und dann weitersehen. Eins steht jedenfalls fest: Wir müssen von hier fort. Bis zum Frühjahr dürfen wir nicht warten – nicht, wenn sie uns schon so dicht auf den Fersen sind. Im Morgen-grauen brechen wir auf.«

»Wo werden wir diesmal hingehen, Mutter, falls Sebastian uns nicht aus D'Hara hinausbringt?«

Ihre Mutter lächelte. »Die Welt ist groß, wir dagegen sind nur zwei unbedeutende Menschen. Wir werden uns einfach wieder einmal unsichtbar machen. Ich weiß, es ist schwer, aber wenigstens sind wir zusammen. Alles wird gut werden. Viel-leicht werden wir ein wenig mehr von der Welt zu sehen be-kommen, was meinst du? Und jetzt geh Sebastian holen und bringe ihn zur Höhle. Ich werde inzwischen mit dem Abend-essen anfangen.«

Jennsen drückte ihrer Mutter noch schnell einen Kuss auf die Wange, dann lief sie den Pfad hinunter. Es hatte gerade an-gefangen zu regnen, und unter den Bäumen war es so finster, dass sie kaum etwas erkennen konnte. Die Bäume waren für sie allesamt d'haranische Soldaten: mächtig, stark, bedrohlich. Sie wusste, sie würde Albträume bekommen, sollte sie jemals ei-nen echten d'haranischen Soldaten aus der Nähe sehen.

Sebastian saß noch immer auf dem Felsen; als sie auf ihn zugerannt kam, erhob er sich.

»Meine Mutter meinte, es sei in Ordnung, wenn Ihr in der Höhle bei den Tieren schlaft. Sie hat bereits mit dem Braten der Fische für uns angefangen. Und sie würde Euch gern kennenlernen.«

Ihr zuliebe brachte er trotz seiner Müdigkeit ein zaghaftes Lächeln zustande. Jenseits fasste ihn am Handgelenk und drängte ihn, ihr zu folgen; er zitterte bereits vor Nässe, doch sein Arm fühlte sich warm an. So war es, wenn man Fieber hatte, sie kannte das. Man zitterte, obwohl man innerlich glühte. Aber nach einer Mahlzeit, ein paar Kräutern und einer durchschlafenen Nacht würde es ihm ganz bestimmt schon bald wieder besser gehen.

Was sie dagegen nicht mit Sicherheit wusste, war, ob er ihnen helfen würde.

5. KAPITEL

Missmutig sah Betty, die braunhaarige Ziege, aus ihrem Verschlag heraus zu, wie Jennsen rasch ein wenig Stroh für den Fremden in Bettys Heiligtum zur Seite räumte. Nach einem wehleidigen Meckern beruhigte sich das Tier schließlich, als Jennsen ihm liebevoll die Ohren kraulte, das drahtige Haar an seinem Bauch tätschelte und ihm anschließend eine halbe Möhre aus dem Vorrat oben auf dem hohen Felssims zu fressen gab; Bettys kurzer, senkrecht aufgestellter Schwanz wedelte heftig.

Sebastian legte Umhang und Rucksack ab, den Gürtel mit seinen neuen Waffen aber behielt er um. Er schnallte das Bettzeug unter seinem Rucksack los und breitete es über das Strohlager. Trotz Jennsens Drängen weigerte er sich, sich hinzulegen und auszuruhen, solange sie noch am Höhleneingang kniete, um die Feuerstelle einzurichten.

Als er ihr beim Aufschichten des trockenen Anmachholzes half, sah sie im schwachen Licht, das aus dem Fenster des Hauses auf der anderen Seite der Lichtung fiel, dass sich Schweißperlen auf seinem Gesicht gebildet hatten. Er schlug mehrmals Feuerstahl und Feuerstein aufeinander, bis die Funken in der Dunkelheit auf den von ihm gemachten Zunder übergriffen. Er hielt die Hände schützend über die wolligen Holzspäne und blies behutsam in die zögerlichen Flammen, bis sie stärker brannten; dann legte er den brennenden Zunder unter das An-

machholz, wo die Flammen zwischen den trockenen Zweigen rasch größer wurden und mit leisem Knall zum Leben erwachten. Kaum hatten sie Feuer gefangen, verströmten die Zweige einen angenehmen Balsamduft.

Ursprünglich hatte Jennsen zu dem nicht weit entfernten Haus hinüberlaufen wollen, um ein paar glühende Scheite zum Feuermachen zu holen, aber er hatte das Feuer längst brennen, bevor sie überhaupt dazu kam, den Vorschlag auszusprechen. So wie er zitterte, konnte er es vermutlich kaum erwarten, sich zu wärmen, obwohl er vor Fieber glühte. Sie konnte den vom Haus herüberwehenden Duft der gebratenen Fische riechen, und ab und zu, wenn der Wind in den Föhrenzweigen etwas nachließ, hörte sie sogar das Brutzeln.

Die zunehmende Helligkeit bewog die Hühner, sich in den rückwärtigen Teil der Höhle zurückzuziehen. Die Ohren wachsam aufgestellt, lauerte Betty auf ein Zeichen von Jennsen, ob vielleicht noch eine weitere Möhre für sie abfiel; ab und zu wackelte sie erwartungsvoll mit dem Schwanz.

Die Öffnung im Berghang war dadurch entstanden, dass sich in grauer Vorzeit eine Gesteinsplatte gelöst hatte, wie ein loser Zahn aus dem Granit herausgebrochen und den Hang herabgepoltert war, in dem sie eine trockene Höhle hinterlassen hatte. Die Höhle reichte nur etwa zwanzig Fuß weit in den Hang hinein, aber der Felsüberhang am Eingang bot zusätzlichen Schutz und half, den Innenraum trocken zu halten. Die Höhlendecke war hoch genug, sodass Jennsen trotz ihrer Größe fast überall aufrecht stehen konnte, ebenso Sebastian, der nur wenig größer war als sie.

Jennsen hatte sich Sebastian gegenüber auf der anderen Seite des Feuers niedergelassen, mit dem Rücken zum Regen, damit sie sein Gesicht im Schein des Feuers betrachten konnte, während sie sich beide die Hände in der Hitze der knisternden Flammen wärmten.

Sie versuchte dabei nicht daran zu denken, dass sie ihr gemütliches Heim verlassen mussten, noch dazu in dieser Jahreszeit. Gleich vom allerersten Augenblick an, als sie das Stück Papier gesehen hatte, war ihr klar gewesen, dass es so weit kommen konnte.

»Seid Ihr hungrig?«, fragte sie.

»Ich sterbe vor Hunger«, erwiderte er, offenbar ebenso gierig auf die Fische wie Betty auf ihre Möhre; die köstlichen Wohlgerüche ließen auch ihren Magen knurren.

»Das ist gut. Meine Mutter sagt immer, wenn man krank ist und trotzdem Appetit hat, kann es nicht allzu schlimm sein.«

»Ein, zwei Tage, dann geht es mir wieder prächtig.«

»Auch ein wenig Ruhe wird Euch guttun.«

Jennsen zog ihr Messer. »Es ist das erste Mal, dass wir jemanden hier übernachten lassen. Ihr habt sicherlich Verständnis dafür, dass wir ein paar Vorsichtsmaßnahmen treffen müssen.«

Ihr Messer hatte – im Gegensatz zu der noblen Waffe des toten Soldaten – einen einfachen, aus einem Geweih gemachten Griff, und die Klinge war eher dünn; die Schneide jedoch hielt sie stets rasiermesserscharf.

Jennsen brachte sich mit der Klinge einen flachen Schnitt an der Innenseite ihres Unterarms bei. Sebastian runzelte die Stirn und wollte schon protestierend aufspringen, als ihr herausfordernder Blick ihn mitten in der Bewegung innehalten ließ. Also ließ er sich wieder zurücksinken und verfolgte mit wachsender Besorgnis, wie sie die Klinge mit der flachen Seite durch die dunkelroten Tropfen zog, die hervorquollen. Nach einem weiteren, ganz bewussten Blick in seine Augen kehrte sie ihm den Rücken zu und begab sich näher an die Höhlenöffnung, wo der Boden feucht vom Regen war.

Mit dem in Blut getauchten Messer zeichnete Jennsen einen großen Kreis. Sie spürte Sebastians Augen auf dem Rücken, als

sie als Nächstes die blutige Klingenspitze in geraden Linien durch das feuchte Erdreich zog, sodass ein Quadrat entstand, dessen Ecken die Innenseite des Kreises gerade eben berührten.

Mit leiser Stimme sprach sie Gebete an die gütigen Seelen, in denen sie sie darum bat, ihre Hand zu führen, ein Vorgehen, das ihr durchaus angemessen erschien. Sie wusste, dass Sebastian ihren leisen eintönigen Sprechgesang hören, die Worte aber nicht verstehen konnte. Ganz unerwartet kam ihr in den Sinn, dass es für ihn ganz so sein musste wie die Stimmen, die sie manchmal selbst in ihrem Kopf vernahm. Manchmal hörte sie beim Zeichnen des äußeren Kreises die leblos wirkende Stimme flüsternd ihren Namen rufen.

Nach Aufsagen des Gebets öffnete sie die Augen wieder und zeichnete einen achteckigen Stern, dessen Zacken den Innenkreis, das Quadrat und schließlich den Außenkreis durchdrangen. Jeder zweite Zacken teilte eine Ecke des Quadrats exakt in der Mitte.

Die Ecken standen angeblich für die Gabe des Schöpfers, deswegen sprach Jennsen beim Zeichnen des achtstrahligen Sterns stets ein stilles Dankgebet für die Gabe ihrer Mutter.

Als sie fertig war und den Blick hob, stand ihre Mutter vor ihr und wurde von den züngelnden Flammen hinter Jennsen angestrahlt. Im Schein dieser Flammen glich ihre Mutter dem Traumbild einer unfassbar schönen Seele.

»Wisst Ihr, was diese Zeichnung bedeutet, junger Mann?«, fragte Jennsens Mutter mit einer Stimme, die kaum mehr als ein Flüstern war.

Sebastian starrte zu ihr hoch, wie es die Menschen häufig taten, wenn sie sie zum ersten Mal erblickten, und schüttelte den Kopf.

»Man nennt es eine Huldigung. Diese Huldigungen werden von denen mit der Gabe der Magie schon seit Tausenden von Jahren gezeichnet – manche behaupten, schon von Anbe-

ginn der Schöpfung. Der äußere Kreis bezeichnet den Beginn der Ewigkeit der Unterwelt, der Totenwelt des Hüters, der Innenkreis beschreibt die Ausdehnung der Welt des Lebens. Das Quadrat versinnbildlicht den Schleier, der beide Welten voneinander trennt und sie gelegentlich beide berührt. Der Stern steht für das Licht der Gabe des Schöpfers – die Magie –, das sich durch das gesamte Leben zieht und bis in die Welt der Toten reicht.«

Das Feuer knackte und zischte, während Jennsens Mutter, einer geisterhaften Erscheinung gleich, in voller Größe vor den beiden stand. Sebastian schwieg. Ihre Mutter hatte die Wahrheit gesagt, eine Wahrheit allerdings, die einen bestimmten Eindruck vermitteln sollte, der selbst nicht ganz korrekt war.

»Meine Tochter hat diese Huldigung zu Eurem Schutz gezeichnet, damit Ihr heute Nacht hier unbehelligt ruhen könnt, aber auch als Schutz für uns. Eine weitere befindet sich vor der Eingangstür des Hauses.« Sie schwieg und wartete einen Moment, bevor sie hinzufügte: »Es wäre unklug, eine von ihnen ohne unsere Einwilligung zu überschreiten.«

»Verstehe, Mrs. Daggett.« Im Schein des Feuers war seinem Gesicht keine Regung anzumerken.

Seine blauen Augen wanderten zu Jennsen. Der Anflug eines Lächelns zeigte sich auf seinen Lippen, seine Miene aber blieb ernst. »Ihr seid eine erstaunliche junge Frau, Jennsen Daggett, eine Frau mit vielen Geheimnissen. Ich werde heute Nacht ganz gewiss wohlbehütet schlafen.«

»Und bestimmt auch tief und fest«, meinte Jennsens Mutter. »Außer dem Abendessen habe ich noch ein paar Kräuter mitgebracht, die Euch helfen werden.« Sie hielt Sebastian die Schüssel hin und bot ihm vom Fisch an mit den Worten: »Ich möchte mich bei Euch für die Hilfe bedanken, die Ihr Jennsen heute gegeben habt, junger Mann.«

»Sebastian, bitte.«

»Ja. Jennsen hat Euren Namen bereits mehrmals erwähnt.«

»Ich habe es gern getan. Eigentlich habe ich mir damit selbst auch geholfen. Nur zu gern würde ich es vermeiden, d'haranische Soldaten auf meine Spur zu locken.«

Sie deutete auf die Fische. »Das Stück obenauf hat eine Kruste aus Kräutern, die Euch helfen werden zu schlafen.«

Er spießte das dunklere, mit einem Kräutermantel umgebene Stück Fisch mit seinem Messer auf. Nachdem sie die Klinge an ihrem Rock abgewischt hatte, nahm Jennsen sich mit ihrem Messer ein anderes Stück.

»Jennsen erzählte mir, Ihr seid von außerhalb D'Haras.«

Er sah kauend auf. »Das ist richtig.«

»Es fällt mir schwer, das zu glauben. D'Hara ist von unpassierbaren Grenzen umgeben. Solange ich lebe, konnte niemand D'Hara betreten oder verlassen. Wie ist es dann möglich, dass Ihr es konntet?«

Sebastian zog das Stück Fisch im Kräutermantel mit den Zähnen von der Klinge, sog die Luft ein, um den Bissen abzukühlen, und gestikuliert kauend mit dem Messer. »Wie lange lebt Ihr schon ganz auf Euch gestellt hier draußen in diesem riesigen Waldgebiet? Ohne je einen Menschen zu Gesicht zu bekommen? Ohne Nachrichten?«

»Einige Jahre.«

»Oh. Nun, dann ist es vermutlich nur verständlich, dass Ihr nichts darüber wisst, denn während Ihr hier draußen gelebt habt, sind die Barrieren gefallen.«

Jennsen und ihre Mutter nahmen diese geradezu unfassbare Neuigkeit schweigend auf; und in diesem Augenblick der Stille wagten die beiden nach und nach, sich die schwindelerregenden Möglichkeiten auszumalen. Zum allerersten Mal in Jennsens Leben schien eine Flucht denkbar, der unvorstellbare Traum von einem selbstbestimmten Leben schien plötzlich nur noch eine Reise weit entfernt. Sie waren ihr Leben lang

umhergezogen und hatten sich versteckt, doch jetzt schien es, als näherte sich diese Reise endlich ihrem Ende.

»Sebastian«, sagte Jennsens Mutter, »warum habt Ihr Jennsen geholfen?«

»Ich helfe gern anderen, und sie brauchte Hilfe. Es schien mir offensichtlich zu sein, wie sehr dieser Mann sie ängstigte, obwohl er tot war.« Er lächelte Jennsen an. »Sie sah hübsch aus, deswegen wollte ich ihr helfen. Außerdem«, gab er schließlich zu, »mag ich d'haranische Soldaten nicht besonders.«

Als sie ihm gestikulierend die Schale hinhielt, spießte er ein weiteres Stück Fisch auf. »Mrs. Daggett, ich werde wahrscheinlich schon recht bald einschlafen. Warum erzählt Ihr mir nicht einfach, was Ihr auf dem Herzen habt?«

»Wir werden von d'haranischen Soldaten verfolgt.«

»Warum?«

»Das ist eine Geschichte für einen anderen Abend. Je nach Ausgang dieses Abends werdet Ihr sie noch erfahren, aber im Augenblick ist wirklich nur wichtig, dass wir verfolgt werden – Jennsen mehr noch als ich. Wenn die d'haranischen Soldaten uns aufgreifen, wird man sie töten.«

Sebastians Blick wanderte hinüber zu Jennsen. »Das würde mir überhaupt nicht gefallen.«

»Dann sind wir drei ja einer Meinung«, meinte ihre Mutter murmelnd.

»Deswegen also habt Ihr Eure Messer stets griffbereit«, meinte er.

»So ist es«, sagte ihre Mutter, »Jennsen, zeig Sebastian das Stück Papier, das du bei dem d'haranischen Soldaten gefunden hast.«

Völlig verduzt, wartete Jennsen, bis ihre Mutter in ihre Richtung schaute. Der Blick, den sie wechselten, verriet Jennsen, dass ihre Mutter entschlossen war, das Risiko einzugehen;

nun, wenn sie es tatsächlich wagen wollten, dann mussten sie ihn wenigstens teilweise einweihen.

Jennsen zog den zerknüllten Zettel aus der Tasche und reichte ihn Sebastian. »Das fand ich in der Tasche des toten Soldaten.«

Sebastian zog das zerknüllte Papier auseinander und strich es mit Daumen und Zeigefinger glatt, während er den beiden einen misstrauischen Blick zuwarf. Er hielt das Papier in den Schein des Feuers, damit er die beiden Worte darauf entziffern konnte.

»Jennsen Lindie«, las er von dem Zettel ab. »Wer ist Jennsen Lindie?«

»Das bin ich«, antwortete Jennsen. »Zumindest war ich es eine Zeit lang.«

»Eine Zeit lang? Das verstehe ich nicht.«

»So lautete mein Name früher«, sagte Jennsen. »Jedenfalls der Name, den ich vor ein paar Jahren benutzte, als wir hoch oben im Norden lebten. Wir ziehen häufig um – stets in der Hoffnung, verhindern zu können, dass wir gefasst werden. Und jedes Mal ändern wir den Namen, damit es schwieriger wird, uns nachzuspüren.«

»Dann ... ist also auch Daggett nicht Euer richtiger Name?«

»Nein.«

»Und wie heißt Ihr nun wirklich?«

»Auch das ist Teil der Geschichte für einen anderen Abend.« Der Tonfall ihrer Mutter verriet, dass sie nicht die Absicht hatte, darüber zu diskutieren. »Worauf es ankommt, ist, dass der Soldat heute im Besitz dieses Namens war. Das kann nur das Allerschlimmste bedeuten.«

»Aber Ihr sagtet doch, es sei ein Name, den Ihr gar nicht mehr benutzt.«

Ihre Mutter beugte sich zu Sebastian hinüber. Jennsen

wusste, dass sie ihn jetzt mit einem Blick bedachte, den er als beunruhigend empfinden würde.

»Mag sein, dass wir jetzt anders heißen und wir diesen Namen ausschließlich oben im Norden benutzt haben, aber er hatte sich diesen Namen notiert, und er war hier, nur wenige Meilen von der Stelle entfernt, wo wir uns im Augenblick befinden. Irgendwie hat er eine Verbindung zu uns hergestellt, beziehungsweise der Mann, der uns verfolgt, hat diese Verbindung hergestellt und seinen Schergen dann auf uns angesetzt. Und nun sucht man uns hier.«

»Jetzt verstehe ich, was Ihr meint.« Sebastian machte sich wieder daran, den auf seinem Messer aufgespießten Fischhappen zu verspeisen.

»Dieser tote Soldat wird in Begleitung anderer hergekommen sein«, fuhr ihre Mutter fort. »Durch das Verscharren habt ihr Zeit für uns gewonnen. Zumindest in diesem Punkt haben wir Glück, denn wir sind ihnen noch immer ein paar Schritte voraus. Diesen Vorteil müssen wir nutzen und uns aus dem Staub machen, bevor die Schlinge sich zusammenzieht. Wir müssen gleich morgen früh aufbrechen.«

»Seid Ihr sicher?« Er deutete mit dem Messer gestikulierend um sich. »Ihr habt Euch hier in der Wildnis ein Leben aufgebaut. Hätte ich Jennessen nicht zufällig bei dem toten Soldaten gesehen, ich hätte Euch niemals entdeckt. Wie sollten sie Euch finden? Ihr habt ein Haus hier, ein richtiges Heim.«

»»Leben«, das ist der entscheidende Begriff bei allem, was Ihr gerade sagtet. Ich kenne den Mann, der hinter uns her ist. Er kann sich bei unserer Verfolgung auf ein jahrtausendealtes, blutiges Erbe berufen. Und er wird niemals Ruhe geben. Wenn wir hier ausharren, wird er uns früher oder später aufspüren. Wir müssen fliehen, solange wir noch dazu in der Lage sind.«

Sie zog das edle Messer aus dem Gürtel und reichte es Sebastian.

»Der Buchstabe »R« auf dem Heft steht für das Haus Rahl, für unseren Häscher. Eine solch vortreffliche Waffe wird er nur einem ganz besonderen Soldaten geschenkt haben. Ich will keine Waffe, die ein Geschenk dieses verruchten Mannes war.«

Sebastian blickte kurz auf das ihm dargebotene Messer, ohne es jedoch entgegenzunehmen. Er bedachte die beiden mit einem Blick, der Jennsen bis ins Mark frösteln ließ – einem Blick, der von unerbittlicher Entschlossenheit zeugte.

»Dort, wo ich herkomme, ist es Brauch, Besitztümer unserer Feinde als Waffe gegen sie zu benutzen.«

Jennsen hatte noch nie jemanden eine solche Einstellung äußern hören.

»Wärt Ihr bereit, das, was er Euch versehentlich in die Hände gespielt hat, gegen ihn zu benutzen? Oder zieht Ihr es vor, das Opfer zu spielen?«

»Was wollt Ihr damit sagen?«

»Warum tötet Ihr ihn nicht?«

Jennsen klappte der Unterkiefer herunter, ihre Mutter dagegen schien weniger verblüfft. »Das ist völlig ausgeschlossen«, beharrte sie. »Er ist ein mächtiger Mann und wird von zahllosen Personen beschützt, angefangen bei einfachen Soldaten bis hin zu Personen, die Magie heraufbeschwören können. Wir dagegen sind nichts weiter als zwei einfache Frauen.«

Ihre Ausflüchte vermochten Sebastian nicht zu beeindrucken. »Er wird nicht aufgeben, bis er Euch getötet hat.« Er nahm das Stück Papier in die Hand und bemerkte, wie sie es mit den Augen verschlang. »Dies ist der Beweis. Er wird niemals aufgeben. Wieso bringt Ihr ihn nicht um, bevor er Euch – Eure Tochter – umbringt? Oder zieht Ihr es vor, die Rolle lebender Leichen zu spielen, die nur darauf warten, von ihm eingesammelt zu werden?«

Die Stimme ihrer Mutter wurde hitzig. »Und wie, bitte, sollen wir es Eurer Meinung nach anstellen, Lord Rahl zu töten?«

Sebastian spießte ein weiteres Stück Fisch auf. »Zunächst einmal solltet Ihr das Messer behalten. Es ist dem, das Ihr bei Euch tragt, als Waffe überlegen. Schlagt ihn mit seinen eigenen Waffen. Eure sentimentale Weigerung, es anzunehmen, nützt ausschließlich ihm, nicht aber Euch oder Jennsen.«

Ihre Mutter saß regungslos da, als wäre sie aus Stein. Noch nie hatte Jennsen jemanden so reden hören. Er verstand es, sie die Dinge aufgrund seiner Worte in einem völlig neuen Licht sehen zu lassen.

»Ich muss gestehen, was Ihr sagt, klingt durchaus plausibel«, erwiderte ihre Mutter. Sie sprach mit leiser Stimme, in der Schmerz, vielleicht sogar ein gewisses Bedauern mitschwang. »Ihr habt mir die Augen geöffnet, jedenfalls ein kleines Stück. Was den Versuch betrifft, ihn umzubringen, bin ich nicht einer Meinung mit Euch, dafür kenne ich ihn viel zu gut. Ein solcher Versuch käme im günstigsten Fall einem Selbstmord gleich, im ungünstigsten würde er ihm zu seinem Ziel verhelfen. Aber ich werde das Messer behalten und es benutzen, um mich selbst und meine Tochter zu verteidigen. Danke, Sebastian, für Eure klaren Worte, obwohl ich sie gar nicht hören wollte. Ihr sagt, die Barrieren seien gefallen. Ich habe die Absicht, D'Hara zu verlassen. Wir werden versuchen, uns bis in ein anderes Land durchzuschlagen, wo Darken Rahl uns nicht verfolgen kann.«

Sebastian sah auf, während er ein weiteres Fischstück aufspießte. »Darken Rahl? Darken Rahl ist lange tot.«

Jennsen, die seit ihren Kindertagen vor diesem Mann hatte weglaufen müssen, war wie vom Donner gerührt. Erst in diesem Moment begriff sie, dass sie den Mann immer für unsterblich gehalten hatte – so unsterblich wie das Böse selbst.

»Darken Rahl ... tot? ... Das ist unmöglich«, stammelte Jennsen, während ihr Tränen der Erleichterung in die Augen traten.

Sebastian nickte. »Aber wahr. Soweit ich gehört habe, schon seit ungefähr zwei Jahren.«

»Wenn Darken Rahl nicht mehr lebt ...«

»Darken Rahls Sohn ist jetzt Lord Rahl«, erklärte Sebastian.

»Sein Sohn?« Jennsen spürte, wie ihre Hoffnung wieder schwand.

»Es ist Lord Rahl, der uns verfolgt«, erklärte ihre Mutter, in deren ruhiger und fester Stimme nichts auch nur für einen einzigen Augenblick auf übertriebene Hoffnung hindeutete. »Lord Rahl ist Lord Rahl. Es hat sich nicht das Geringste geändert. Und es wird sich auch niemals etwas ändern.«

So unsterblich wie das Böse selbst.

»Richard Rahl«, warf Sebastian ein. »Er ist jetzt Lord Rahl.«

Richard Rahl. Jetzt kannte Jennsen also auch den neuen Namen ihres Häschers. Ihr kam ein entsetzlicher Gedanke: Früher hatte sie die Stimme nie mehr sagen hören als »Gib dich hin« sowie ihren Namen und gelegentlich jene fremdartigen Worte, die sie nicht verstand. Jetzt verlangte sie, dass sie ihren Körper und sogar ihren Willen hingab. Wenn es die Stimme ihres Verfolgers war, wie ihre Mutter behauptete, dann musste dieser neue Lord Rahl auf geradezu beängstigende Weise mächtiger sein als sein teuflischer Vater. Das flüchtige Gefühl der Erlösung wich bitterster Verzweiflung.

Als Sebastian sich vorbeugte, wurde plötzlich Wut in seinen Augen sichtbar. »Richard Rahl wurde Lord Rahl von D'Hara, nachdem er seinen Vater ermordet und die Herrschaft an sich gerissen hatte. Und falls Ihr als Nächstes andeuten wollt, dass der Sohn vielleicht eine geringere Bedrohung

darstellt als sein Vater, dann lasst Euch eines Besseren belehren. Denn Richard Rahl war es, der die Barrieren zum Einsturz gebracht hat.«

Daraufhin warf Jennsen verwirrt die Arme in die Luft. »Aber dadurch erhielten doch nur jene, die es in die Freiheit zieht, eine Möglichkeit, aus D'Hara zu fliehen und somit auch ihm zu entkommen.«

»Nein. Er hat diese alten Schutzbarrieren niedergerissen, um seine Tyrannei auch auf jene Länder ausweiten zu können, die sogar für seinen Vater noch unerreichbar waren.« Sebastian schlug sich mit der geballten Faust vor die Brust. »Er will mein Land! Lord Rahl ist ein Wahnsinniger. Es genügt ihm nicht, D'Hara zu beherrschen, er ist geradezu versessen darauf, die gesamte Welt zu unterwerfen.«

Jennsens Mutter starrte mit leerem Blick in die Flammen; sie schien allen Mut verloren zu haben. »Ich dachte immer, wenn Darken Rahl erst tot ist, hätten wir vielleicht eine Chance. Aber das Stück Papier mit ihrem Namen darauf, das Jennsen heute fand, sagt mir, dass der Sohn sogar noch gefährlicher ist als sein Vater und ich mir nur etwas vorgemacht habe. So nah ist uns selbst Darken Rahl niemals gekommen. Ich werde das Messer behalten. Die Wahrheit ist so, wie sie ist. Sie hilft uns, Entscheidungen zu treffen.« Ihre Mutter lächelte sie an. »Jennsen hat den Dingen schon immer auf den Grund gehen wollen, und ich habe nie versucht, ihr die Wahrheit zu verschweigen. Sie ist das Einzige, was einen am Leben hält; so einfach ist das.«

»Wenn Ihr schon nicht versuchen wollt, ihn zu töten, um die Bedrohung auszuschalten, vielleicht habt Ihr dann ja eine Idee, wie Ihr den neuen Lord Rahl dazu bringen könntet, das Interesse an Euch und Jennsen zu verlieren.«

Jennsens Mutter schüttelte den Kopf. »Es geht um sehr viel mehr, als wir Euch heute Abend verraten können – um Dinge,

von denen Ihr keine Kenntnis habt. Dieser Dinge wegen wird er niemals ruhen, niemals lockerlassen. Ihr begreift nicht, welche Mühen Lord Rahl – jeder Lord Rahl – auf sich nehmen würde, um Jennsen zu töten.«

»Nun, wenn das so ist, habt Ihr wahrscheinlich recht. Vielleicht solltet Ihr beide tatsächlich fliehen.«

»Würdet Ihr uns – oder zumindest Jennsen – helfen, D'Hara zu verlassen?«

Sein Blick wanderte von einer Frau zur anderen. »Wenn es in meiner Macht steht, kann ich es versuchen. Aber lasst Euch eins gesagt sein: Verstecken könnt Ihr Euch nicht. Wenn Ihr jemals frei sein wollt, werdet Ihr ihn töten müssen.«

»Ich bin keine Mörderin«, warf Jennsen ein.

Sebastian begegnete ihrem Blick; sein weißes Haar, rötlich im Schein des Feuers, umrahmte seine kalten blauen Augen. »Ihr wärt nicht so überrascht, wenn Ihr wüsstet, zu was ein Mensch fähig ist, sobald er nur über die richtigen Beweggründe verfügt.«

Ihre Mutter hob die Hand, um dieses Gerede zu unterbinden. Sie war eine praktisch denkende Frau und nicht gewillt, kostbare Zeit mit wilden Plänen zu vergeuden. »Im Augenblick ist für uns nur wichtig, dass wir von hier fortgehen. Lord Rahls Handlanger sind uns zu dicht auf den Fersen, das ist die schlichte Wahrheit. Der Beschreibung und dem Messer zufolge gehörte der Tote, den ihr heute gefunden habt, wahrscheinlich einem Quadron an.«

Sebastian hob stirnrunzelnd den Kopf. »Einem was?«

»Einem Trupp aus vier Meuchelmördern. Manchmal arbeiten auch mehrere Quadrone Hand in Hand – wenn sich ihr Opfer als besonders schwer zu fassen herausstellt oder von unschätzbarem Wert ist. Beides trifft auf Jennsen zu.«

Sebastian dachte nach. »Für jemanden, der lange Jahre auf der Flucht war und in Verstecken lebte, scheint Ihr eine Menge

über diese Quadrone zu wissen. Seid Ihr sicher, dass Ihr mit Eurer Vermutung richtigliegt?«, fragte er dann.

Der Schein des Feuers tanzte in den Augen ihrer Mutter, und ihre Stimme bekam einen entrückten Unterton. »Als ich noch jung war, lebte ich im Palast des Volkes. Ich habe diese Männer, diese Quadrone, dort oft gesehen. Darken Rahl bediente sich ihrer, um Jagd auf bestimmte Personen zu machen. Ihre Skrupellosigkeit übertrifft alles, was Ihr Euch vorstellen könnt.«

Sebastian wirkte beunruhigt. »Nun, das wisst Ihr vermutlich besser als ich. Wir brechen also morgen früh auf.« Er räkelte sich und gähnte. »Eure Kräuter fangen bereits an zu wirken, und das Fieber hat mich erschöpft. Sobald ich eine Nacht lang durchgeschlafen habe, werde ich Euch helfen, von hier fortzukommen, fort aus D'Hara und in die Alte Welt, sofern das Euer Wunsch ist.«

»Ist es.« Ihre Mutter erhob sich. Im Vorbeigehen strich sie Jennsen liebevoll über den Hinterkopf »Ich werde ein paar Sachen zusammensuchen und alles packen, was wir mitnehmen können.«

»Ich komme gleich nach«, rief Jennsen. »Sobald ich das Feuer mit Asche zugedeckt habe.«

6. KAPITEL

Der Regen wurde immer heftiger, und das vom Boden nicht mehr aufgenommene Wasser ergoss sich über den Felsvorsprung am Oberrand der Höhle. Jennsen kralte Betty hinter dem Ohr und versuchte, das meckernde Tier zu beruhigen. Die Ziege war plötzlich überhaupt nicht mehr zu besänftigen; vielleicht spürte sie, dass sie im Begriff waren, ihr Zuhause aufzugeben, oder aber sie war einfach unglücklich, weil Jennsens Mutter ins Haus zurückgegangen war. Betty schien geradezu vernarrt in sie und lief ihr oft auf dem Hofplatz nach wie ein junger Hund.

Sebastian hatte sich den Bauch mit Fisch vollgeschlagen und hüllte sich nun in seinen Umhang. Beim Versuch, ihr beim Zudecken des Feuers zuzuschauen, wurden ihm die Lider schwer. Er hob den Kopf und sah missmutig zu der unablässig hin und her rennenden Ziege hinüber.

»Betty beruhigt sich bestimmt gleich wieder, sobald ich ins Haus hinübergangen bin«, meinte Jennsen leichthin. Sosehr sie darauf brannte, ihn nach den Ländern jenseits von D'Hara auszufragen, wünschte sie ihm eine gute Nacht, auch wenn er sie bei diesem Regen vermutlich gar nicht hörte. Später würde noch Zeit genug sein, ihm ihre Fragen zu stellen. Bestimmt wartete ihre Mutter schon darauf, dass sie ihr beim Zusammenpacken der Dinge half, die sie mitnehmen wollten. Obwohl sie nicht viel besaßen, würden sie einen Teil ihres Besitzes zurücklassen müssen.

Wenigstens hatte der Tod des ungeschickten d'haranischen Soldaten sie zu einem Zeitpunkt mit Geld versorgt, da sie es am dringendsten benötigten. Die Summe reichte, um Pferde und Vorräte zu kaufen, mit deren Hilfe sie D'Hara verlassen konnten. Der neue Lord Rahl, dieser uneheliche Sohn eines unehelichen Sohnes aus einer langen, lückenlosen Linie unehelicher Söhne, hatte ihnen, ohne es zu wollen, die Mittel an die Hand gegeben, sich seinem Zugriff zu entziehen.

Das Leben war so kostbar. Sie hatte keinen anderen Wunsch, als dass sie und ihre Mutter endlich ihr eigenes Leben leben konnten, ein Leben, das irgendwo jenseits des fernen, dunklen Horizonts auf sie wartete.

Jennsen warf sich den Umhang über die Schultern und schlug die Kapuze hoch, um sich gegen den Regen zu schützen, doch so, wie es im Augenblick schüttete, würde sie auf ihrer Flucht zum Haus wahrscheinlich trotzdem nass werden. Sie nahm behutsam die Schüssel mit den wenigen übrig gebliebenen Fischstücken vom Boden auf, verstaute sie sicher unter ihrem Umhang, hielt den Atem an und stürzte sich gesenkten Kopfes in den prasselnden Regen. Der Schock des eiskalten Regenwassers verschlug ihr den Atem, als sie mit eiligen Schritten durch die dunklen Pfützen zum Haus hinüberplatschte. Ohne aufzublicken, stieß sie die Tür auf und stürzte hinein.

»Kalt ist es wie das Herz des Hüters!«, rief sie ihrer Mutter zu.

Die Luft entwich mit einem Ächzen aus ihrer Lunge, als Jennsen gegen eine massive Wand prallte, die vorher noch nicht dort gestanden hatte. Sie hob den Kopf und sah vor sich einen breiten Rücken sowie eine riesige Hand, die sie zu packen versuchte.

Die Hand bekam nur ihren Umhang zu fassen; beim Zurückweichen wurde ihr der schwere Wollumhang vom Leib gerissen. Die Schüssel fiel mit einem dumpfen Geräusch zu Bo-

den, wo sie sich wie ein wild gewordener Kreisel drehte. Die Tür prallte von der Wand zurück, fiel krachend hinter ihr ins Schloss und versperrte ihr so den Fluchtweg.

Nach Atem ringend, reagierte Jennsen.

Ihre Reaktion erfolgte rein von Gefühlen bestimmt, nicht etwa als Folge bewusster Überlegung.

Jennsen.

Aus Todesangst.

Gib dich hin.

Aus Verzweiflung.

Die markanten Züge des Mannes waren im Lichtschein des Kamins deutlich zu erkennen. Er stürzte sich auf sie, ein Ungetüm mit strähnigem, nassem Haar, ein wütender Koloss aus angespannten Sehnen und Muskeln. Getrieben von blankem Entsetzen, zückte sie blitzschnell das Messer.

Ihr Schrei glich einem aus Panik und übermenschlicher Anstrengung geborenen Knurren. Das Messer bohrte sich ihm seitlich in den Kopf, die Klinge brach in der Mitte entzwei, als sie auf seinen Wangenknochen traf. Durch den Aufprall wurde sein Kopf herumerissen, Blut spritzte über sein Gesicht.

Wie von Sinnen um sich schlagend, traf er sie mit seiner fleischigen Hand mitten ins Gesicht, sodass sie mit der Schulter gegen die Wand prallte. Ein stechender Schmerz schoss durch ihren Arm, und irgendwo blieb sie mit den Füßen hängen. Aus dem Gleichgewicht geraten, stolperte sie und stürzte hin, schlug mit dem Gesicht auf den Fußboden, neben einem weiteren der hünenhaften Männer, der genauso aussah wie der tote Soldat, den sie verscharrt hatten. Ihr Verstand klammerte sich an die bruchstückhafte Wahrnehmung dessen, was sie vor sich sah. Woher kamen diese Männer? Wieso waren sie überhaupt in ihrem Haus?

Sie stemmte sich hoch. Der Fremde lehnte, in sich zusammengesunken, an der Wand und stierte sie aus toten Augen an.

Auf dem Griff mit dem verzierten »R«, schräg unterhalb seines Ohrs, spiegelte sich der Feuerschein. Die Messerspitze lugte aus der gegenüberliegenden Seite seines Stiernackens heraus; sein Hemd war nass und dunkelrot.

Gib dich hin.

Kalte Angst packte sie, als sie einen anderen Mann auf sich zukommen sah.

Eilig rappelte sie sich auf, schnappte sich das abgebrochene Messer und stellte sich der drohenden Gefahr. Dann sah sie ihre Mutter auf der Erde liegen ... Ein Mann hielt sie bei den Haaren gepackt ... Überall war Blut.

Das Ganze schien vollkommen unwirklich.

In einer albtraumhaften Halluzination sah Jennsen den abgetrennten Arm ihrer Mutter auf dem Boden liegen, die Finger leicht geöffnet. Rote Einstichwunden.

Jennsen.

Panik bemächtigte sich ihres Verstandes, als sie ihre eigenen kurzen, abgehackten Schreie hörte. Blut war über den Fußboden gelaufen und glänzte im Schein des Feuers, gleich darauf eine wirbelnde Bewegung: Ein Mann rempelte sie an und drängte sie gegen die Wand. Sie war völlig außer Atem, und ein unsagbarer Schmerz schien ihre Brust zu zermalmen.

Gib dich hin.

»Nein!« Ihre eigene Stimme kam ihr unwirklich vor. Mit dem abgebrochenen Messer schlug sie um sich und schlitzte den Arm des Mannes auf. Er brüllte und stieß einen obszönen Fluch aus.

Der Mann, der Jennsens Mutter gepackt hielt, ließ von ihr ab und wollte sich ebenfalls auf Jennsen stürzen. Zielloos, wie von Sinnen stach sie auf die Männer ein. Hände griffen von allen Seiten nach ihr und versuchten sie festzuhalten. Dann schloss sich eine Riesenpranke wie ein Schraubstock um ihren wild um sich schlagenden Messerarm.

Gib dich hin.

Jennsen presste einen Schrei hervor, wand sich, als hätte sie den Verstand verloren, trat um sich, biss. Die Soldaten fluchten, und der zweite Mann schloss seine Hand mit eisenhartem Griff um ihre Kehle.

Keine Luft. Keine Luft. Sie versuchte es – konnte nicht atmen – versuchte es mit letzter Kraft – bekam einfach keine Luft.

Feixend drückte er ihr die Kehle zu. Aus seiner vom Ohr bis zum Mundwinkel aufgeschlitzten Wange floss das Blut in Strömen; hinter der klaffenden Wunde konnte sie seine rot glänzenden Zähne erkennen.

Jennsen kämpfte, bekam aber einfach keine Luft; seine Faust grub sich in ihren Magen. Sie trat nach ihm, doch er bekam ihren Knöchel zu fassen, bevor sie ein zweites Mal zutreten konnte. Einer war tot, zwei hielten sie gepackt. Ihre Mutter lag am Boden.

Jennsens Gesichtsfeld schrumpfte zu einem schwarzen Tunnel. Ihre Brust brannte. Es tat so weh, so höllisch weh.

Die Geräusche klangen gedämpft.

Plötzlich vernahm sie einen wuchtigen Schlag, der ihr durch Mark und Bein ging.

Der Mann vor ihr, eben noch im Begriff, ihr die Kehle zu zerquetschen, torkelte einen Schritt, während sein Kopf eine ruckartige Bewegung vollführte und sein Griff erschlaffte. Gierig sog sie Luft in ihre Lunge. Dann kippte der Kopf nach vorn. Im Nacken des Mannes steckte eine Axt mit sichelförmiger Klinge; sie hatte sein Rückgrat durchtrennt.

Als er zu Boden ging, beschrieb der Axtgriff einen weiten Bogen. Hinter ihm stand, ganz beherrschtes Ungetüm mit weißem Haar, Sebastian.

Der letzte noch lebende Soldat ließ ihren Arm los und riss mit seiner anderen Hand ein blutverschmiertes Schwert nach oben, doch Sebastian war schneller als er.

Jennsen war sogar noch schneller als Sebastian.

Gib dich hin.

Sie stieß einen Schrei aus, wild und hemmungslos, und schlitzte dem Mann seitlich den Hals auf. Die Klinge drang durch bis auf die Knochen, durchschnitt die Arterie, durchtrennte Muskeln. Er brüllte wie am Spieß; das Blut schien in der Luft zu stehen, als der Mann kopfüber gegen die rückwärtige Wand stieß. Jennsen hatte mit solcher Wucht ausgeholt, dass sie der Länge nach mit ihm zu Boden ging. Sebastians Kurzsword schlug blitzschnell zu und bohrte sich mit Wucht in die mächtige Brust des Soldaten.

Jennsen krabbelte über die Körper hinweg; sie sah nur noch ihre Mutter auf dem Boden, die in halb aufrechter Stellung an der gegenüberliegenden Wand lehnte.

Blutüberströmt, die Lider halb geschlossen, sah ihre Mutter aus, als sei sie im Begriff wegzudämmern. Und doch war da noch ein Rest von Freude, weil sie Jennsen sah, jener Funken Freude, der stets beim Anblick ihrer Tochter in ihren Augen funkelte. Grobschlächlige Finger hatten blutige Striemen in ihrem Gesicht hinterlassen.

»Meine Kleine ...«, hauchte sie.

Jennsen schaffte es nicht, ihr Kreischen und Zittern abzustellen, sie wagte nicht, nach unten zu schauen, auf die entsetzlichen, blutroten Wunden.

Sie sah nur das Gesicht ihrer Mutter.

»Mama, Mama, Mama.«

Der noch verbliebene Arm legte sich um ihre Schultern.

Der Arm um Jennsens Schultern verhieß Liebe, Trost und Schutz. Ihre Mutter lächelte gequält. »Das hast du gut gemacht, meine Kleine ...«

Sebastian war derweil wie von Sinnen damit beschäftigt, den Stumpf des rechten Armes ihrer Mutter mit irgendetwas nicht näher Erkennbarem zu umwickeln, um die starke Blu-

tung zu stoppen. Ihre Mutter hatte jedoch nur Augen für Jennsen.

»Ich bin da, Mama. Alles wird gut werden. Ich bin da. Mama ... stirb nicht ... stirb nicht. Halt durch, Mama. Halt durch.«

»Hör zu.« Ihre Stimme war kaum mehr als ein Hauchen.

»Ich hör ja zu, Mama«, wimmerte Jennsen. »Ich höre zu.«

»Ich bin verloren ... werde jetzt ins Reich der gütigen Seelen hinüberwechseln.«

»Nein, Mama, nein, bitte nicht.«

»Es ist nicht zu ändern, meine Kleine ... Die gütigen Seelen werden gut für mich sorgen.«

Jennsen hielt das Gesicht ihrer Mutter in beiden Händen und versuchte es durch die Flut ihrer hilflosen Tränen zu erkennen.

»Lass mich nicht allein, Mama. Verlass mich nicht. Bitte, bitte, tu es nicht. Oh, Mama, ich liebe dich.«

»Ich liebe dich auch, meine Kleine. Mehr als alles andere. Ich hab dir alles beigebracht, was ich wusste. Jetzt hör mir zu.«

Jennsen nickte, aus Angst, ihr könnte auch nur ein einziges ihrer kostbaren Worte entgehen.

»Die gütigen Seelen rufen mich zu sich. Das musst du verstehen. Wenn ich fortgehe, wird dieser Körper nicht mehr ich sein. Verstehst du? Ich brauche ihn nicht mehr. Ich spüre keine Schmerzen, überhaupt keine. Ist das nicht ein Wunder? Ich bin jetzt bei den gütigen Seelen. Du musst stark sein und meinen Körper, der ich nicht länger bin, zurücklassen.«

»Mama.« Jennsen brachte nur ein gequältes Schluchzen zustande, während sie das Gesicht in Händen hielt, das sie mehr liebte als das Leben selbst.

»Er ist auf dem Weg hierher, um dich zu holen, Jenn. Lauf weg. Hast du verstanden?«

»Nein, Mama, ich kann dich nicht zurücklassen. Ich kann einfach nicht.«

»Du musst. Sei nicht so dumm, dein Leben zu riskieren, nur um diesen nutzlosen Körper zu beerdigen. Ich bin in deinem Herzen und bei den gütigen Seelen. Verstehst du das, meine Kleine?«

»Ja, Mama.«

Ihre Mutter nickte schwach. »Gutes Mädchen. Nimm das Messer mit. Ich habe einen von ihnen damit getötet, also ist es auch deiner würdig.«

»Ich liebe dich, Mama.« Jennsen wünschte, ihr würden angemessenere Worte einfallen, doch die gab es nicht. »Ich liebe dich.«

»Ich liebe dich auch ... deswegen musst du fortlaufen, meine Kleine. Dein Leben ist zu kostbar. Lauf fort.« Ihre Augen wanderten zu Sebastian. »Werdet Ihr ihr helfen?«

Sebastian nickte. »Ganz bestimmt, ich schwöre es.«

Dann sah sie wieder Jennsen an, gütig lächelnd und voller Liebe. »Ich werde für immer in deinem Herzen wohnen, Kleine. Immer. Und dich immer lieben.«

»Ach, Mama, du weißt, dass auch ich dich liebe. Für immer.«

Lächelnd betrachtete sie ihre Tochter. Jennsen ließ ihre Finger über das schöne Gesicht ihrer Mutter wandern. Ihre Mutter sah ihr dabei zu – bis Jennsen merkte, dass ihre Mutter in dieser Welt gar nichts mehr sah.

Jennsen warf sich, aufgelöst in Tränen und Entsetzen, ein Schluchzen unterdrückend, über sie. Das war das Ende, ihre verrückte, sinnlose Welt hatte aufgehört zu existieren.

»Jennsen.« Sebastians Mund befand sich unmittelbar neben ihrem Ohr. »Wir müssen ihren letzten Wunsch erfüllen.«

»Nein! Bitte, nein«, jammerte sie.

Er versuchte sie behutsam weiter fortzuziehen. »Ihr müsst tun, was sie von Euch verlangt hat, Jennsen. Wir haben keine andere Wahl.«

Jennsen trommelte mit den Fäusten auf den Boden. »Nein!«

»Jennsen, wir müssen fort.«

»Geht Ihr allein«, schluchzte sie. »Ich gebe auf.«

»Nein, das werdet Ihr nicht tun. Das dürft Ihr nicht.«

Er half ihr hoch, packte sie bei den Oberarmen und rüttelte sie. »Jennsen, wir müssen von hier verschwinden.«

Sie drehte ihren Kopf zur Seite und betrachtete ihre auf dem Boden liegende Mutter. »Wir müssen etwas tun. Bitte, wir müssen doch etwas tun.«

»Ja, das werden wir auch. Hört mir zu. Eure Mutter hatte recht. Wir müssen augenblicklich von hier fort.«

Er wandte sich dem Rucksack zu, der neben der Lampe auf dem Tisch lag. Jennsen aber schleppte sich hinüber zu ihrer – wie sie immer noch meinte – schlafenden Mutter. Sie durfte nicht sterben, auf keinen Fall. Jennsen liebte sie viel zu sehr.

»Jennsen! Trauern könnt Ihr später! Wir müssen von hier verschwinden!«

Draußen goss es noch immer es in Strömen.

»Ich werde sie nicht zurücklassen!«

»Eure Mutter hat sich für Euch geopfert – damit Ihr weiterleben könnt. Lasst ihre letzte mutige Tat nicht vergeblich gewesen sein.«

Er war damit beschäftigt, alles, was ihm in die Finger kam, in den Rucksack zu stopfen. »Ihr müsst tun, was sie gesagt hat.«

Sie starrte auf die Tür. Sie war doch eben noch zu gewesen!

Ein hünenhafter Schatten schälte sich aus dem Regen und schob sich durch die Türöffnung ins Haus.

Die Augen des stämmigen Mannes hefteten sich auf sie, und sogleich ging eine Woge ungezügelter Angst durch ihren Körper. Er kam auf sie zu, immer schneller.

Jennsen sah das Messer mit dem verzierten »R.« seitlich aus

dem Hals eines Toten hervorragen, das Messer, das ihre Mutter ihr mitzunehmen aufgetragen hatte. Es war nicht weit ...

Der Mann, der Sebastian offenbar gar nicht bemerkte, warf sich auf Jennsen, als sie sich auf das Messer stürzte. Ihre Finger bekamen das Heft zu fassen, das ziselierte Metall bot einen guten Halt. Mit zusammengebissenen Zähnen riss sie die Klinge heraus und wälzte sich herum.

Bevor der Mann sie erreichte, streckte Sebastian ihn mit seiner Axt nieder. Der Soldat schlug krachend neben ihr auf den Boden, wobei sein muskulöser Arm über ihre Hüfte fiel.

Mit einem Aufschrei wand Jennsen sich unter dem Arm hervor; Sebastian half ihr auf.

»Sucht zusammen, was Ihr mitnehmen wollt«, kommandierte er. Wie im Traum bewegte sie sich vorwärts.

Die Stimme in ihrem Kopf redete in ihrer merkwürdig fremden Sprache leise auf sie ein. Sie ertappte sich dabei, wie sie beim Zuhören beinahe so etwas wie Trost empfand.

Tu vash misht. Tu vask misht. Grushdeva du kalt misht.

Jennsen war unfähig zu denken und wusste nicht, was sie tun sollte. Sie verbannte die Stimme aus ihrem Kopf und erteilte sich selbst den Befehl zu tun, was ihre Mutter ihr aufgetragen hatte.

Dann trat sie zum Schrank und ging daran, rasch ein paar Dinge zusammenzusuchen, die sie immer mitnahm, wenn sie weiterziehen mussten – Dinge, die stets bereitlagen. Sie warf auch ein paar Kräuter, Gewürze und getrocknete Lebensmittel in ihren Rucksack. Einer einfachen Truhe aus geflochtenen Zweigen entnahm sie einige weitere Kleidungsstücke, eine Bürste sowie einen kleinen Spiegel.

Sie ließ den Blick durch den Raum schweifen. Vier tote D'Haraner, dazu der eine von heute Morgen, machte insgesamt fünf. Ein Quadron, plus ein zusätzlicher Soldat. Wo mochten sich die anderen drei befinden? Draußen vor der Tür,

